

chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache



März 2012 – Nr. 7

Robert Bosch **Stiftung**

:: Die neuen Preisträger:
Michael Stavarič,
Akos Doma und Ilir Ferra
:: LesArt.Festival Dortmund



arte

**ARTE GRATULIERT
DEN PREISTRÄGERN
2012**



chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache

Liebe Leserinnen und Leser,

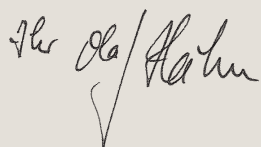
mit der siebten Ausgabe des »Chamisso« möchten wir Ihnen mit den aktuellen Förderpreisträgern Akos Doma und Ilir Ferra zwei neue Mitglieder der Chamisso-Familie vorstellen. Die Porträts beider Autoren laden Sie auf eine Reise durch Ungarn und Albanien, nach Wien und Eichstätt ein. Ebenfalls nach Wien und ins tschechische Brunn entführt sie das Porträt unseres neuen Hauptpreisträgers Michael Stavarič, vielen von Ihnen als ehemaliger Förderpreisträger bekannt. Stavarič ist in den letzten Jahren zu einem wichtigen Vertreter deutschsprachiger Gegenwartsliteratur geworden. Stavarič' ebenso liebe- wie humorvoll gezeichnetes Porträt seines 2011 verstorbenen Mentors und Trägers der Chamisso-Ehrengabe Jiří Gruša möchte ich Ihnen besonders zur Lektüre empfehlen.

Dass sich Michael Stavarič vom Förder- zum Hauptpreisträger entwickelt hat, bestätigt sein hohes schriftstellerisches Potenzial und bestärkt uns in dem Vorhaben, die Förderung der Autoren konsequent weiterzuführen. Die Robert Bosch Stiftung hat den Adelbert-von-Chamisso-Preis vor 27 Jahren ins Leben gerufen, um zu zeigen, dass Literatur eine Brücke zwischen den Kulturen schlagen kann. Der Preis, der deutsch schreibende Autoren nicht deutscher Muttersprache auszeichnet, hat sich seitdem fest unter den bedeutenden Literaturpreisen des deutschsprachigen Raumes etabliert. Wir beschränken unseren Preis bewusst nicht auf Preisgeld und Festveranstaltung, sondern unterstützen die Preisträger kontinuierlich durch Arbeitsstipendien, eine Förderung ihrer Lesungen und von Festivals.

Ein Beispiel ist die Beteiligung von Chamisso-Autoren am LesArt.Festival in Dortmund, das sich als eines der wichtigsten Literaturereignisse etabliert hat. Vor allem Kinder und Jugendliche entwickeln hier literarische Begeisterung – im Ruhrgebiet, wo Fußball und Literatur kein Widerspruch sind.

Und Sie können nachlesen, was im Deutschen Literaturarchiv in Marbach über die Vorgeschichte des Preises zu entdecken ist: wie die ehemals sogenannte »Migrantenliteratur« zu einem selbstverständlichen Teil deutschsprachiger Gegenwartsliteratur wurde.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen mit der neuen Ausgabe des »Chamisso« und hoffe, dass Sie Lust bekommen auf die Werke unserer Preisträger.



Ihr Olaf Hahn



- 4** Verschwimmende Grenzen, unauslotbare Tiefen
Michael Stavarič und seine immer wieder überraschenden Texte

Von Beate Tröger



- 10** Mit großem Beharrungsvermögen
Wie Akos Doma doch noch zu einem Schriftsteller wurde

Von Bisera Suljić-Boškailo



- 14** »Beim Schreiben die Macht ablegen«
Ilir Ferra und sein Debütroman *Rauchschatten*

Von Helmut Neundlinger

- 18** Adelbert-von-Chamisso-Preisträger im Deutschen Literaturarchiv
Eine Recherche in Mappen und Ordnern, Kästen und Regalen

Von Irene Ferchl

- 21** Beziehungsgeschichte(n)
Das LesArt.Festival Dortmund und der Adelbert-von-Chamisso-Preis

Von Klauspeter Sachau

- 26** Erinnerungen
Jiří Gruša – Impulse für das Leben, die Politik, Ironie und Literatur

Von Michael Stavarič

- 30** Neue Bücher von Adelbert-von-Chamisso-Preisträgern
Buchvorstellungen von Klaus Hübner und Lerke von Saalfeld

- 33** Neuigkeiten
Auszeichnungen, Termine, Neuerscheinungen

- 35** Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter
Impressum



Verschwimmende Grenzen, unauslotbare Tiefen

Michael Stavarič und seine immer wieder überraschenden Texte

Von Beate Tröger

»Zur Welt kommen, von irgendwoher. Angeblich gibt es mehr Sterne als Sandkörner am Meer, aber später wird man erwachsen, glaubt, alles sei endlich, bis es selbst für diese Kenntnis nicht mehr reicht. Ich war bis zu meinem siebten Lebensjahr Kind, später dann nicht mehr.«

Der schmale Band, *Nkaah. Experimente am lebenden Objekt*, dem das Zitat entnommen ist, erschien im Jahr 2008 bei kookbooks. Diese Sammlung von Prosa-miniaturen in sieben Kapiteln zählt zu den bislang wenig zur Kenntnis genommenen Büchern von Michael Stavarič. Als Schutzwesen, Freund, womöglich sogar Alter Ego des Ich-Erzählers begleitet Nkaah mit seinen mythischen und modernen Seiten ihn in seinen Träumen und auf abenteuerlichen Reisen. Man kann den surreal-lyrischen Band probenhalber lesen als poetologischen Schlüsseltext des 1972 im ehemals tschechoslowakischen Brno geborenen Autors, der 1979 mit seinen Eltern und der jüngeren Schwester zu einer getarnten Ferienreise nach Jugoslawien aufbrach. Die Familie kehrte nicht nach Brno zurück, wanderte stattdessen nach Österreich aus. Michael Stavarič wuchs in Laa an der Thaya auf und studierte Bohemistik und Publizistik in Wien, wo er heute lebt. Er war Lehrbeauftragter für Inline-Skating an der Sportuniversität Wien, arbeitete gleichzeitig für die Wiener Botschaft der Tschechischen Republik. Schließlich entschied er sich, unter anderem ermuntert von seinem Mentor Jiří Gruša, ganz für das Schriftstellerdasein. Seitdem schreibt Stavarič in der zweiterworbenen deutschen

Sprache Romane, Kinderbücher und Kritiken und übersetzt aus seiner Muttersprache Tschechisch ins Deutsche.

Für den damals Siebenjährigen müssen die Ausreise und die plötzliche Konfrontation mit einer ihm unbekannten Sprachumgebung einen drastischen Bruch bedeutet haben. In der eingangs zitierten Passage von *Nkaah* heißt es: »Ich war bis zu meinem siebten Lebensjahr Kind, später dann nicht mehr.« Dennoch griffe eine biografische Lesart zu kurz. *Nkaah* findet Worte dafür, wie vielschichtig sich (sprachliche) Fremdheitserfahrungen gestalten, wie der abrupte Abschied von der vertrauten Sprachumgebung und die Konfrontation mit einem fremden Sprachsystem Gefühle von Ortlosigkeit und Alleinsein auslösen können, aber auch – gleich einem Pendelschlag in die Gegenrichtung – die Sehnsucht befördern, sich diese neue Sprache anzueignen. Ihr nähert sich der Ich-Erzähler mit Pioniergeist, er tut das auch über seine Lektüren, Geschichten und Geschichte. In *Nkaah* spielen nicht nur fiktive Figuren wie Captain Ahab aus Herman Melvilles *Moby Dick* eine zentrale Rolle. Auch historisch verbürgte Abenteurer wie der Seefahrer Vasco da Gama oder der Astronaut Neil Armstrong stehen Pate für die Aufbruch- und Entdeckerstimmung des Ich-Erzählers.

Das Erkunden der neuen und die Trauer um die zurückgelassene Sprachumgebung werden beim Lesen von *Nkaah* vorstellbarer, auch demjenigen, der nie gezwungen war, sich eine andere Sprache anzueignen,



Michael Stavarič lässt sich von der Atmosphäre im Wiener Café Jelinek inspirieren.

weil die vertraute nicht mehr verstanden wird. »Viele Menschen wissen gar nicht, was Fremde überhaupt bedeutet, wie sie sich anfühlt, ob sie irgendwann aufgibt, sich zurückzieht oder anhält ein Leben lang.« Die Impulsivität und Zweifel des Entdeckers, der die neue Sprache wie einen unerforschten Kontinent sucht, rücken näher: »Manchmal will eine Reise getan werden, auch auf die Gefahr hin, nirgendwo anzukommen.«

Als vielfach ausgezeichnete Autor ist Michael Stavarič heute längst in der deutschen Nicht-Muttersprache angekommen. Der prüfende Blick auf das Handwerkszeug, das Abhören, Imitieren oder Persiflieren von Redeweisen, die Lust am Wortspiel bleiben aber Angelpunkte seines Schreibens.

Wie *Nkaah* umkreist auch *Brenntage*, Stavaričs zuletzt veröffentlichter Roman, narrativ den Abschied, insbesondere den von der Kindheit. Der halbwüchsige

Ich-Erzähler, ein Waisenjunge, der bei Tante und Onkel, nach dem Tod der Tante unter alleiniger Obhut des Onkels aufwächst, lebt in einer Siedlung, in der die Bewohner schon einmal von Geistern Besuch bekommen und archaische Rituale pflegen. Regelmäßig werden Kuscheltiere und andere unnütz gewordene oder stark mit Affekten belegte Dinge verbrannt. Der Junge beteiligt sich mit freudigem Eifer an diesen Ritualen, denn er sehnt sich danach, hinüberzuwechseln in die geheimnisvolle Welt der Erwachsenen, die der unsentimentale, abenteuernde, mit allen Wassern gewaschene Onkel verkörpert. Doch dem Impuls des Jungen, Kindheit und Vergangenheit hinter sich zu lassen, stehen Ereignisse gegenüber, die seinen Eifer zügeln. Briefe der toten Mutter tauchen auf und gemahnen ihn an den Ursprung, auch an den seines eigenen Sprechens. Auf einer imaginierten Zeitachse bewegen sich die *Brenntage* in zwei Richtungen: Der Junge will vor-



wärts in der Zeit, erwachsen werden. Doch die Kehrseite dieses Vorwärtsdrängens, das sich in der zärtlich-rauhen Naseweisheit im Ton des Jungen Bahn bricht, ist die sich andeutende Abschiedsmelancholie. Die Kuscheltiere sind im Moment ihres Verbrennens regelrecht beseelt, wenn der Erzähler ihren »vorwurfsvollen« Blick bemerkt, also womöglich ahnt, dass die eigene Geschichte nicht gelöscht werden kann, indem man ihre Materialisierungen tilgt.

Geradezu ikonografisch wirkt dieses Abschiedsritual vor dem Hintergrund einer These des amerikanischen Psychoanalytikers Donald Winnicott, der das Kuscheltier als Übergangsobjekt definiert, ein vom Baby oder Kleinkind selbst gewähltes Objekt, das den Raum zwischen ihm und der Mutter einnehmen kann. Mit Hilfe des Kuscheltiers kann der Eindruck eines Zustands von Ungetrenntsein in Abwesenheit der Mutter aufrecht erhalten werden. Die Zerstörung des Kuscheltiers in *Brenntage* zerstört diesen über das Tier hergestellten Raum, das sichtbare Zeichen einer frühkindlichen Bindung an die (tote) Mutter.

Auch die Erzählzeit in *Brenntage* lässt sich als doppelte denken, als erinnerte Vergangenheit der Kindheit des Ich-Erzählers und als gegenwärtige im Moment des Erzählens. Im Blick zurück kann der Erzähler die Dinge nur durch den Filter der gewachsenen Erfahrung wahrnehmen, auch das ist eine Quelle melancholischer Regungen.

»Als das Kind Kind war, wusste es nicht, dass es Kind war.«

In Peter Handkes »Lied vom Kindsein«, das in Wim Wenders' Film *Der Himmel über Berlin* eingesprochen wird, heißt es: »Als das Kind Kind war, wusste es nicht, dass es Kind war.« Die *Brenntage* erzählen auch davon, dass es dem der Kindheit Entwachsenen nur im Rausch, im Traum oder in der Kunst – und damit auch im Erzählen – möglich ist, wieder hinter ein erreichtes Erfahrungs- und Reflexionsniveau zurückzufallen, den kindlichen Zustand des Aufgehens in der Gegenwart, der Selbstvergessenheit, den Zauber einer erstmals zu machenden Erfahrung wieder zu erleben. Derart hin-



Michael Stavarič auf der Feststiege der Universität Wien

und hergerissen zwischen dem Wunsch nach Reifung und dem Wunsch nach Bewahren kindlicher Paradiese, verwundert es nicht, dass, nachdem im Wahn des Verbrennens der Vergangenheit von den Bewohnern die eigene Siedlung abgebrannt worden ist, *Brenntage* nicht mit einem eindeutig benennbaren letzten Satz schließt. Stattdessen löst sich die ordnende und alles auf den Begriff bringende Sprache des Erzählers schließlich in Kreisen strudelnd in einer Art Urgrund auf und versucht, paradox genug, sich – in der Gefahr leer zu laufen – ihrem Ursprung zu nähern.

Hinein in unausgeleuchtete Bereiche, in denen die Sprache und das Erzählbare an Grenzen stoßen

Michael Stavaričs Schreiben ereignet und entwickelt sich zwischen Gegensätzen und Spannungsverhältnissen, zwischen Rückgriffen auf Erzählmuster und der Abkehr von ihnen, zwischen anarchischer Spontaneität und Reflexion, zwischen einem Verwir-

beln und Ordnen der Worte. Eliza, die brandstiftende Immobilienmaklerin aus *stillborn* (2006), Lois, der/die Krankenpfleger/-in aus *Terminifera* (2007), der mephistophelische, einsame Zoohändler aus dem geschichtsskeptischen *Magma* (2008) oder der zwischen zwei Frauen regelrecht aufgeriebene Ich-Erzähler aus *Böse Spiele* (2009) sind Inkorporationen und/oder Spielbälle dieser Spannungsverhältnisse. Sie erfahren die Widersprüchlichkeiten und Grenzen von Ordnung und Zerfall, Konstruktion und Destruktion, Mythos und Aufklärung, von Unmittelbarkeit und Reflexion, von Sprechen und Schweigen.

Zudem werden in Stavaričs Werken auch historische Dimensionen erahnbar, ohne dass sie direkt benannt oder gar detailliert ausgemalt würden. So bleibt in *Brenntage* offen, um welche Siedlung es sich handelt, warum die Bewohner in einer Randlage leben, auch die Gründe ihrer Armut und die des Reichtums der Nachbarn liegen im Dunkel. Nirgendwo wird erklärt, warum sie mit ihrer Vergangenheit so rigoros aufräumen müssen, warum Soldaten durch die angrenzenden Wälder ziehen, wer die Rechte an den Minen hält und was dort abgebaut wurde oder wird. Man könnte vermuten, dass hier Besitzverhältnisse herrschen, die in der Mensch-



- :: **Flügellos.** Gedichte. Klosterneuburg: Edition Va Bene, 2000
- :: **Tagwerk. Landnahme. Ungelenk.** Gedichte. Wien: G & R, 2003
- :: **Europa – eine Litanei.** Prosa. Berlin/Idstein: Kookbooks, 2005 (2. erw. Aufl. 2010)
- :: **Stillborn.** Roman. St. Pölten/Salzburg: Residenz, 2006
- :: **Gaggalagu.** Kinderbuch (zusammen mit Renate Habinger). Berlin/Idstein: Kookbooks, 2006
- :: **Terminifera.** Roman. St. Pölten/Salzburg: Residenz, 2007
- :: **Biebu. Mein Bienen und Blümchenbuch.** Kinderbuch (zusammen mit Renate Habinger). St. Pölten/Salzburg: Residenz, 2008
- :: **Nkaah. Experimente am lebenden Objekt.** Prosa. Berlin/Idstein: Kookbooks, 2008
- :: **Magma.** Roman. St. Pölten/Salzburg: Residenz, 2008
- :: **Böse Spiele.** Roman. München: C.H. Beck, 2009
- :: **Brenntage.** Roman. München: C.H. Beck, 2010
- :: **Die kleine Sensenfrau.** Kinderbuch (zusammen mit Dorothee Schwab). Wien: Luftschacht, 2010
- :: **Déjà-vu mit Pocahontas.** Raritan River, Czernin Verlag Wien, 2010
- :: **Hier gibt es Löwen.** Kinderbuch (zusammen mit Renate Habinger). St. Pölten/Salzburg: Residenz, 2011
- :: **Nadelstreif & Tintenzisch. Ein Bestiarium** (mit Deborah Sengl). Innsbruck/Wien: Haymon, 2011

heitsgeschichte neben der Religion der zweite große Auslöser für Kriege jedweder Art sind. Doch die Minen bleiben ein geheimnisvoller Ort im mehrfachen Sinn des Wortes: im Sinne des Abbauortes (endlicher) Bodenschätze, auch im Sinne der verborgenen Waffe, die mit unerwarteter Wucht explodiert, und im Sinne des im Malen und Schreiben sich verbrauchenden Teils eines Stifts. Man wird nicht zu weit gehen, wenn man einmal probierhalber diese drei Bedeutungen des Wortes »Mine« aufruft. Denn Stavaričs Schreiben sensibilisiert ja für und animiert zu solchen Experimenten – häufig beginnen die Worte semantisch zu schillern. In den Texten gibt es keine falschen Gewissheiten, oft genug führen sie ins Offene, nicht selten auf abenteuerlich dünnes Eis – »In der Geschichte kommt es leicht vom Weg ab, nicht auszudenken«, heißt es in *Nkaah* – oder hinein in die Untiefen und unausgeleuchtete Bereiche, in denen in *Brenntage* die Sprache und das Erzählbare an Grenzen stoßen. Michael Stavaričs Texte können überraschen, weil ihr Erzähler sich selbst, wie in *Nkaah*, immer wieder überraschen lässt: »Ich habe mit sieben zu lesen begonnen, in einer Sprache, von der ich kaum wusste, dass es sie gab, von der ich dachte, sie könne mir nie viel bedeuten. Alles wurde anders.« ::



Mit großem Beharrungsvermögen

Wie Akos Doma doch noch zu einem Schriftsteller wurde

Von Bisera Suljić-Boškailo

Eichstätt, das barocke Städtchen im bayerischen Altmühltal, ist nicht bekannt für sein ausschweifendes Nachtleben. Die letzten Kneipen schließen nach Mitternacht, eines nach dem anderen erlöschen die Lichter in den Fenstern. Zwei bleiben hell, wenn längst alles dunkel ist, bis ihr Licht am Morgen vom Licht des anbrechenden Tages verschluckt wird. Dort, im zweiten Stock eines schmucklosen Hauses aus dem achtzehnten Jahrhundert, arbeitet Akos Doma.

Vier Jahre lang habe ich eine Etage unter ihm gewohnt, es war eine Art Schriftstellerhaus in einer Gegend, in der es von Schriftstellern nicht gerade wimmelt. Wir lernten uns im großen, wilden, von der Stadtmauer eingegrenzten Garten des Hauses kennen. Er war als Kind aus dem sozialistischen Ungarn, ich viel später aus dem jugoslawischen Bürgerkrieg gekommen, wir waren beide Migranten, studierten an der gleichen Universität. Wir schrieben beide Romane, ich in meiner Muttersprache, er in Deutsch, der dritten Sprache, die er sich hatte aneignen müssen. Wir konstatierten beide traurig die Unvereinbarkeit von Schreiben und Leben, Schein und Sein. Wir hatten sie beide: den nachsichtigen Ehepartner, die drei Söhne und das schlechte Gewissen.

Das nächtliche Schreiben ist für Akos Doma eine Flucht in die Ruhe, die Stille, das offene Ende eines ad acta gelegten Tages. Die Flucht, im vielschichtigsten Sinn des Wortes, ist ein wiederkehrendes Motiv in seinen Romanen, und nicht nur dort. 1971 floh die Fami-

lie mit dem damals Achtjährigen aus Ungarn. Während andere Heißluftballons bauten, Tunnels unter der Grenze gruben oder reißende Flüsse durchschwammen, um in den Westen zu gelangen, fuhr die Familie Doma mit Sack und Pack, sprich: zwei kleinen Kindern und einem zotteligen ungarischen Puli-Hund in einem VW-Käfer mit beladenem Dachgepäckträger auf gut Glück auf die jugoslawisch-italienische Grenze zu. Im dritten Anlauf habe sie der jugoslawische Grenzbeamte schließlich durchgewunken, aus blankem Mitleid, wie Akos Doma vermutet. Diese idealistische Blauäugigkeit sei für seine Familie immer schon typisch gewesen, erzählt er. Wenn etwas gut ging, dann eigentlich wider jede Wahrscheinlichkeit.

Nicht wirklich gut geht jedoch die Emigration nach England, als zu groß erweisen sich die Unterschiede in Mentalität und Temperament, auch wenn Akos Doma selbst keine schlechten Erinnerungen an seine Jugend dort hat. 1977 kehrt die Familie auf den Kontinent zurück, in jenes schmerzlich vermisste Kulturgebilde Mitteleuropa, dem sich Ungarn seit jeher zugehörig fühlen. Es ist bereits der zweite Sprachwechsel im Leben des Vierzehnjährigen. An sich keine Katastrophe, hätte er sich nur nicht schon als Kind in den Kopf gesetzt, Schriftsteller zu werden. Fragt man ihn heute, wann er zu schreiben begonnen habe, erwidert er, nicht er, es habe begonnen, und dann habe es nicht mehr aufgehört.



Akos Doma fühlt sich der existentiellen Literatur nahe, den Werken von Dostojewski, Tolstoi, Kafka

Schon als Kind hat er geradezu obsessiv Filme angeschaut

Ich habe seine alten Manuskripte gesehen, darunter mehrere Romane, »Jugendsünden«, nette, unreife Versuche eines »Spätzünders«, wie er ein wenig bedauernd sagt. Nur eines, seine Leidenschaft für den Film, hätte ihn der Literatur abspenstig machen können. Ihm schwebt das Regiefach vor, doch schon nach der ersten vergeblichen Bewerbung an der Hochschule für Fernsehen und Film München wird ihm bewusst, dass ihm das Talent und die Begeisterung für die technische Seite des Filmemachens fehlen. Geblieben ist sein geradezu enzyklopädisches Filmwissen, seine Liebe zu den Filmen eines Fellini oder Carné, Truffaut oder Rohmer, Ozu oder Kurosawa, zur Nouvelle Vague und Commedia all'italiana, zu den bittersüßen russischen Tragikomödien der 70er und 80er Jahre und vielem mehr. Dass man aus Romanen Filme macht, ist mir

geläufig, für Akos Doma dagegen werden Filme zur größten Inspiration seines Schreibens, seinen ersten Roman widmet er seinem Lieblingsfilm *Die Mama und die Hure*.

Woher rührt diese Leidenschaft für Filme? Er erzählt mir, dass sie in Ungarn zu viert in einer 16-Quadratmeter-Wohnung gelebt und er im Bett liegend die Filme, die seine Eltern abends schauten, heimlich mitgesehen habe. Erst direkt, dann, nachdem man die Couch vor das Bett gezogen habe, durch einen Spiegel an der Wand, bis auch das entdeckt und der Spiegel mit einem Tuch verhängt wurde. Seine Filmleidenschaft habe schon damals obsessive Züge angenommen, er habe sogar durchgesetzt, sonntags früher aus der Kirche im Budapester Stadtteil Városmajor heimlaufen zu dürfen, um ja keine Episode von *Belle und Sebastien* zu verpassen. In England verschlingt er alle englischen und amerikanischen Filme, aber erst während seines Studiums in München entdeckt er das große europäische Kino, begreift die Bedeutung des Wortes Filmkunst.



Die Leidenschaft für das Kino hat sich Akos Doma bewahrt

Nach dem fehlgeschlagenen Versuch, zum Film zu gehen, studiert Akos Doma Anglistik, Amerikanistik und Germanistik in München, Fairfield/Connecticut und an der Katholischen Universität Eichstätt. Während seine Kommilitonen unter der Menge der Pflichtlektüren stöhnen, stellt er fest, dass er vieles davon schon in seiner Jugend gelesen hat. Er hat Zeit für andere Entdeckungen: begegnet dem Werk Knut Hamsuns. Von ihm habe er am meisten über das Schreiben gelernt, über den subtilen, impliziten Erzählstil und über die menschliche Psyche. Überhaupt fühlt sich Akos Doma der existentiellen Literatur nah: Dostojewski und Tolstoi, Thomas Hardy und D.H. Lawrence, Kafka und Kundera, Melvilles *Moby Dick* und Emily Brontës *Sturmhöhe*. Die lange Form, den Roman, bevorzugt er auch in seinem eigenen Schreiben. Nur darin könne man das Ganze, die innere Entwicklung der Charaktere, die sie erst interessant macht, zum Ausdruck bringen.

Dennoch würde es ihn reizen, ein Theaterstück oder Drehbuch zu schreiben. Und die deutsche Literatur? Er bewundert Stifters monolithischen *Nachsommer*, einen Liebesroman, der es schaffe, 800 Seiten lang keinen einzigen Funken Emotion an die Oberfläche drängen zu lassen, Thomas Manns *Zauberberg*, Fontanes *Effi Briest*, Kafkas Erzählung *Der Bau*, die die Paranoia unserer Zeit in genialer Weise vorwegnähme, den späten Hölderlin, Nietzsche und die ganze Romantik »mit Haut und Haar«.

In den 90er Jahren unterrichtet Akos Doma englische und amerikanische Literatur in Eichstätt, ohne dass der Drang zu schreiben je nachlässt. Zum Übersetzen kommt er eher zufällig. Er erzählt, wie er mit dem Manuskript seines ersten Romans auf Buchmessen und zu Verlagen gegangen sei, doch statt es loszuwerden, immer ein neues hinzubekommen habe. Die Autoren, die er in den folgenden Jahren übersetzt,

:: **Der Müßiggänger.** Roman. Berlin: Rotbuch, 2001

:: **Die allgemeine Tauglichkeit.** Roman. Berlin: Rotbuch, 2011

»Es muss auch solche wie uns geben,
denn gäbe es keine Verlierer, hätten die Sieger
niemanden zu besiegen.« aus: *Die allgemeine Tauglichkeit*



gehören zu den anspruchsvollsten, die die ungarische Literatur des 20. Jahrhunderts zu bieten hat: Sándor Márai und Péter Nádas, László F. Földényi und den großen, lange verfemten Universaldenker Béla Hamvas. Er sehne sich manchmal nach einer ungarischen Rosamunde Pilcher oder dergleichen, stöhnt er, nach einem Text, den man im Handumdrehen übersetzen könne. In Wahrheit ist er stolz auf seine Übersetzungen, für die er zahlreiche Stipendien des Deutschen Übersetzerfonds und der Kunststiftung NRW bekommen hat. Das habe ihm überhaupt erst ermöglicht weiterzumachen, bekundet er, und die Dankbarkeit in seiner Stimme ist nicht zu überhören.

Akos Doma ergreift nicht Partei, er lotet aus ...

2001 erscheint nach mehrjähriger Arbeit und mehreren Fassungen sein erster Roman *Der Müßiggänger*. Beatrix Langner zeigt sich in ihrer Rezension in der *Neuen Zürcher Zeitung* beeindruckt: »... ein romantisches Requiem auf die Freiheitsträume des ehemaligen Ostblocks, ein Vademecum gegen den falschen Gebrauch der Freiheit«. In den beiden anfangs befreundeten Hauptfiguren, dem nihilistischen und unverbindlichen Ich-Erzähler und Zoltán, dem pathetischen, hitzköpfigen Immigranten aus Ungarn, prallen die gegensätzlichen Welten des Westens und Ostens aufeinander. Seinen am Rande der Gesellschaft stehenden

Deserteuren des globalen Dorfes bleibt Akos Doma auch im zweiten Roman *Die allgemeine Tauglichkeit* treu. Hier sind es vier Freunde, gestrandete Existenzen, deren karges, aber freies Leben durch die Ankunft eines charismatischen Fremden auf den Kopf oder, je nach Betrachtungsweise, auf die Beine gestellt wird. *Die allgemeine Tauglichkeit* ist ein (Anti-)Bildungsroman, ein moderner Schelmenroman, eine zauberhafte »Münchhauseniade unter den Bedingungen von Hartz IV«, wie Jan Röhnert im *Tagesspiegel* schreibt. Nach dem melancholischen Erstling wirkt es wie eine skurrile, doppelbödige Komödie. Unverändert geblieben ist die Erzählhaltung: Akos Doma ergreift nicht Partei, er lotet aus, wiegt Gewinn und Verlust gegeneinander auf: Es ist die alte, ewig junge Suche nach dem richtigen Leben in einem, das partout nicht richtig sein will. Am Ende erwartet die vier Außenseiter ein »unsicheres Happy End«. Sie sind angekommen, doch wie es von dort weitergehen soll, wissen sie nicht. Den »Preis der unabhängigen Verlage« hat *Die allgemeine Tauglichkeit* knapp verpasst, die damit einhergehende Leserabstimmung im Internet aber gewonnen.

Auf einem zerschlagenen Blatt, das er mir vor Jahren einmal gezeigt hat, stand unter der Überschrift »Me« in kindlicher Schrift: »My name is Akos Doma and I am twelve years old. My greatest hobby is reading and writing about what I like. I hope to become a writer when I grow up.«

Nicht beharrlich zu sein, das zumindest kann man ihm nicht vorwerfen.

::

»Beim Schreiben die Macht ablegen«

Ilir Ferra und sein Debütroman *Rauchschatten*

Von Helmut Neundlinger

»Die Plattform ist ein gähnendes Nichts ohne Boden. Und wenn doch einer da ist, dann ist er nicht wirklich. Dem, das hier ist, heißt es, sei nicht zu trauen. Es täusche, heißt es. Genau hier bin ich.« Mit diesen Sätzen hebt der Debüt-Roman *Rauchschatten* von Ilir Ferra an.

Schauplatz des Textes ist die albanische Küstenstadt Durrës, der Geburtsort von Ferra. 1974 wird er dort in eine Welt hineingeboren, in der er sich schon früh über alltägliche Bodenlosigkeiten hinwegzubewegen lernte. Zuweilen wird behauptet, Albanien sei zur Zeit des Kalten Kriegs der verschlossenste Winkel des Kontinents gewesen. Der stalinistische Diktator Enver Hoxha (1908–1985) verplombte das Land in seiner 41 Jahre währenden Herrschaft nicht nur gegen den goldenen Westen, sondern isolierte es auch innerhalb des kommunistischen Blocks. Nach der Abkehr vom Stalinismus in der Sowjetunion verbündet er sich zunächst mit China gegen die Doktrin des Warschauer Paktes. Spätestens nach dem Bruch mit China in den frühen 1970er Jahren driftete Albanien in die völlige politische Abschottung. Einziger Draht zur Außenwelt war das italienische Fernsehen, das man in Albanien illegal empfangen konnte. »Ich habe Italienisch praktisch über das Fernsehen gelernt«, erzählt Ferra, für den vor allem die bunten Zeichentrickbilder des Kinderfernsehens den Zugang zu einem ansonsten verschlossenen Paradies darstellten.

»Als Kind konnte ich das Leben – ohne wirkliches politisches Bewusstsein – genießen, mit allem, was

dazugehört: unglücklich verliebt sein, mit Freunden streiten, aber auch viel unternehmen«, sagt Ferra. »Das einzige, wo ich die Machtlosigkeit gespürt habe, war die Schule.« Sein Vater, ein Ingenieur der Elektrotechnik, arbeitete in einer Fabrik für Fernseher und Radios, seine Mutter in einer Traktorenfabrik. Die Familie genoss gewisse Freiräume gegenüber der allgegenwärtigen kommunistischen Partei – nicht zuletzt, weil der Vater gut mit einem Sohn des Premierministers und zweiten Mannes hinter Enver Hoxha, Mehmet Shehu, befreundet war. Wie rasch unter dem scheinbar sicheren Boden ein »gähnendes Nichts« auftauchen konnte, erlebten die Ferras im Dezember 1981. Nachdem Shehu bereits seit Monaten aufgrund der Verlobung eines seiner Söhne mit einer jungen Frau aus einer politisch »unstatthaften« Familie unter großem Druck stand, fand man ihn eines Morgens erschossen in seinem Bett. Die genaueren Umstände des Todes sind bis heute ungeklärt. Shehu wurde nach seinem Tod bezichtigt, ein Komplott gegen Enver Hoxha geschmiedet zu haben. Die Familie des toten Premierministers wurde interniert, der Freund von Ilir Ferras Vater beging in der Haft Selbstmord.

Auch wenn Ferras Familie keinen direkten Repressen ausgesetzt war, drang der Tod des Premierministers als stille Erschütterung in ihren Alltag ein. Eine ebenso ungreifbare wie unleugbare atmosphärische Veränderung, von der Ferra in *Rauchschatten* erzählt. »Lange habe ich Shehus Tod als unantastbare Geschichte betrachtet, obwohl sie in Albanien einige



»Die Plattform ist ein
gähnendes Nichts
ohne Boden. Und
wenn doch einer da
ist, dann ist er nicht
wirklich. Dem, das
hier ist, heißt es, sei
nicht zu trauen. Es
täusche, heißt es.
Genau hier bin ich.«

aus: *Rauchschatten*

Zeit inflationär behandelt wurde«, erzählt Ferra. »Ich dachte: Wie kann man über etwas schreiben, wenn man nicht die Wahrheit kennt?« Als befreiend erlebt Ferra die Lektüre des Romans *Der Nachfolger* des 1936 geborenen albanischen Schriftstellers Ismail Kadare aus dem Jahr 2004. »Kadare ließ mich meine Haltung etwas lockern«, sagt Ferra über den Roman, der die Ereignisse des Dezember 1981 in eine Parabel über Macht, Angst, Verrat und Verlust verwandelt.

Proust und Dostojewski gehörten zu seinen prägendsten Lektüren

Der endgültige Zusammenbruch des albanischen Kommunismus im Jahr 1990 führte zu einem Massensexodus, dem sich auch Ferras Familie anschloss. »Wenn wir in Durrës am Strand gesessen sind, haben wir uns gedacht: Auf der anderen Seite ist es ganz anders, ohne eine genaue Vorstellung davon zu haben«, erzählt Ferra. Die Erwartungen waren geprägt von der

Sehnsucht nach Wohlstand und Freiheit – den schönen Versprechungen des Westens. Nach kurzem Aufenthalt in Budapest erhielt die Familie schließlich Flüchtlingsvisa zur Einreise nach Österreich. »Der Konsul in Budapest hat meinem Vater Vorwürfe gemacht, wie er seiner Heimat in einer so heiklen Situation den Rücken kehren könne«, berichtet Ferra. Zum latenten Gefühl des Verrates gesellen sich bald Erfahrungen des Ausgeschlossenenseins in der neuen Heimat. Ferra erlebt die erste Zeit in einer Flüchtlingspension als Isolation.

Einen Zugang zur neuen Welt erhält Ferra in der Schule durch seinen Deutschlehrer. »Er war der einzige, der mir auf Augenhöhe begegnete«, erzählt Ferra. Über den Lehrer entdeckt er das Lesen und Schreiben: »Mein erstes Referat hielt ich über Grillparzers *Der arme Spielmann*«, erinnert sich Ferra. Bald darauf dringt er ins Universum des russischen Schriftstellers Fjodor Dostojewski ein: »Ich las alles von ihm. Später fuhr ich sogar einmal nach Moskau und wollte unbedingt sein Haus sehen. Als ich davor stand, kam eine Frau auf mich zu und entschuldigte sich, dass die Räumlichkeiten aufgrund von Renovierungen geschlossen



seien. Ich war gar nicht böse, denn diese Frau kam mir selber wie eine Figur von Dostojewski vor.«

Noch zu Schulzeiten beginnt Ferra zu schreiben – auf Englisch zunächst, irgendwann auch auf Deutsch. »Ich möchte in der Sprache schreiben, mit der ich im Alltag zu tun habe, und für die Leute, mit denen ich lebe«, begründet Ferra seine Entscheidung. Sehr früh und unvermittelt taucht das Wort *Rauchschatten* in seinem Kopf auf und wird ihn über fünfzehn Jahre als Chiffre für das Projekt des eigenen Schreibens begleiten, fordern, in Euphorie versetzen und in Verzweiflung stürzen. »Ich weiß nicht mehr, wann ich begonnen habe, an diesem Text zu arbeiten«, gesteht Ferra. Nicht zuletzt dadurch wird deutlich, warum er *Rauchschatten* einen »Entwicklungsroman« nennt, obwohl die erzählte Zeit der Geschichte sich auf einige Wochen im Leben einer Familie aus Durrës beschränkt. Im Prozess des Schreibens spiegelt sich auch das Wachsen und Werden des Autors wider. Es ist wohl kaum ein Zufall, dass Ferra ausgerechnet das literarische Jahrhundertwerk Marcel Prousts, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, neben Dostojewski als eine seiner prägendsten Lektüren nennt. »Anfangs konnte ich mit Prousts Stil wenig anfangen«, erzählt Ferra. Das änderte sich, als er während seines Studiums beim Schwarzarbeiten am Würstelstand erwischt wurde – ein Umstand, der den damals noch albanischen Staatsbürger sein Studentenvisum kostete. »Ich war gezwungen, für einige Monate unterzutauchen, und lebte im Haus eines Bekannten in der Nähe von Wien. Dort hatte ich Zeit für die *verlorene Zeit*«. Währenddessen bemühte sich ein Anwalt um die Wiedererlangung des Visums – unter anderem mit der Begründung, man könne Ferras vorbildlichen Integrationswillen daran ermesen, dass er sogar auf Deutsch Gedichte verfasse.

Die Fähigkeit, sich ganz auf eine Situation einzulassen

Nach drei Jahren erhält Ferra wieder einen legalen Aufenthaltsstatus und im Jahr 2001 endgültig die österreichische Staatsbürgerschaft. 2004 schließt er sein Dolmetscher- und Übersetzer-Studium mit einer Arbeit über den Roman *Conversazione in Sicilia* des italienischen Autors Elio Vittorini ab. Vittorini und der südafrikanische Literaturnobelpreisträger J.M. Coetzee bezeichnet Ilir Ferra als seine größten Vorbilder für

- :: **Halber Atem.** Erzählung. Wien:
Edition Exil, 2008
- :: **Rauchschatten.** Roman. Wien:
Edition Atelier, 2010



Die Notizbücher sind seine ständigen Begleiter ...



die konkrete Ästhetik des Schreibens. Denn beide schreiben »sehr einfach und trotzdem getragen vom ganzen Bewusstsein der Schwierigkeit zu existieren. Ich denke, dass ein Tier so schreiben würde, wenn es schreiben könnte. Der magische Moment des Schreibens besteht für mich nicht in einem Durchdringen,

sondern in einem gleichsam animalischen Dasein, in dem ich die Macht, nach der es den Menschen immer verlangt, von mir ablege. Das heißt für mich, sich beim Schreiben ganz auf eine Situation einzulassen.«

Die Fähigkeit, sich ganz auf eine Situation einzulassen, entwickelte Ferra nicht zuletzt in seiner Arbeit als Dol-

metscher. Auch dabei erfüllte ihn der Anspruch, »gleichsam aus dem Mund des anderen zu sprechen«, wie er es formuliert. Dass sein literarisches Schreiben mittlerweile in einem größeren Ausmaß wahrgenommen wird, verdankt Ferra unter anderem einer Würdigung seiner Arbeit im Rahmen des Wiener Literaturpreises »Schreiben zwischen den Kulturen« im Jahr 2008. Dieser explizit für Autorinnen und Autoren mit nichtdeutscher Muttersprache vergebene Preis gilt als Sprungbrett und Talentschmiede: Dimitrê Dinev, Julya Rabinowich oder eben Ilir Ferra traten im Rahmen der Preis-Lesungen zum ersten Mal ins Licht der literarischen Öffentlichkeit.

»Auch wenn die Zeiten längst vergangen zu sein scheinen, sind die Spuren des Systems, das die Menschen so sehr geprägt hat, heute immer noch sichtbar, und nicht nur in Albanien – der Opportunismus der Lebenssicherung«, schreibt der rumänischstämmige, in der Schweiz lebende Autor Catalin Dorian Florescu über Ilir Ferras *Rauchschatten*. Aus westeuropäischer Sicht lässt sich dem hinzufügen, dass sich die Neigung zum existenzsichernden Opportunismus nicht auf die Nachfolgestaaten Osteuropas beschränkt. Insofern wird es auch in Gegenwart und Zukunft genug Stoff für den Autor Ilir Ferra geben. »Im Kommunismus wurde der Mensch bestraft – hier bestraft er sich selbst, in Form der ihn ständig begleitenden Angst vor dem Verlust der Arbeit«, formuliert Ferra. »Diese Angst hindert einen nicht zuletzt an der Arbeit, die zur reinen Pflicht wird, so wie es im Kommunismus die Pflicht gab, sich konformistisch zu verhalten.«

::

Adelbert-von-Chamisso- Preisträger im Deutschen Literaturarchiv

Eine Recherche in Mappen und Ordnern, Kästen und Regalen

Von Irene Ferchl

»Chamisso-Preis-Sammlung« steht auf gedruckten Schildern an den Bibliotheksregalen und auf den über vierzig grünen Archivkästen, »Chamisso« liest man mindestens in blasser Bleistiftschrift auf den Leitz-Ordern: »Chamisso« scheint auch im Deutschen Literaturarchiv (DLA) in Marbach das Schlüsselwort für all das zu sein, was früher Ausländerliteratur oder Migrantenliteratur hieß und heute als interkulturelle Literatur bezeichnet wird.

Dabei hat ein großer Teil dieser Sammlung mit dem seit 1985 verliehenen Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert Bosch Stiftung strenggenommen nur indirekt zu tun, denn sie beinhaltet dessen Vorgeschichte, als von dem französischen Dichter deutscher Sprache, dem Naturwissenschaftler und Verfasser des *Peter Schlemihl* als Namensgeber noch nicht die Rede war.

Zur Erinnerung: Ende der 1970er Jahre, in seiner Zeit als Ordinarius für Romanistik und Deutsch als Fremdsprache an der Universität München, hat Harald Weinrich zusammen mit der Literaturwissenschaftlerin Irmgard Ackermann die Rezeption der deutschsprachigen Migrantenliteratur eingeleitet. Zunächst wurden literarische Preisausschreiben zu den Themen »Deutschland, fremdes Land« (1979), »Als Fremder in Deutschland« (1981), »In zwei Sprachen leben« (1983) und »Über Grenzen« (1985) veranstaltet, an denen sich Absolventen des Studiengangs Deutsch als Fremdsprache beteiligen konnten. 1983 veröffentlichte Weinrich im *Merkur* einen bahnbrechenden Aufsatz

unter dem Titel »Um eine deutsche Literatur von außen bittend«, im Jahr darauf trat er an die Robert Bosch Stiftung mit der Idee heran, einen Preis für deutschsprachige Literatur zu stiften, der an Autoren anderer kultureller Herkunft und Muttersprache vergeben werden sollte. Schon 1985 wurde dann der Adelbert-von-Chamisso-Preis von der Bosch Stiftung gefördert und, betreut vom Institut für Deutsch als Fremdsprache und von der Bayerischen Akademie der Schönen Künste unter seinem Präsidenten Heinz Friedrich (zugleich Leiter des Deutschen Taschenbuch Verlags), aus der Taufe gehoben. Aras Ören war der erste Preisträger, Rafik Schami erhielt den Förderpreis.

Zehn Regalbretter enthalten 967 Titel von Chamisso-Autoren

Nachdem sie in den Ruhestand gegangen war, hat Irmgard Ackermann ihre sorgsam aufgebaute Sammlung von Büchern und Dokumenten 1998 nach Marbach gegeben. Dank Stiftungsmitteln konnte sie 2003 katalogisiert werden und ist heute als »Sammlung Ackermann/Robert Bosch Stiftung« benutzbar. Und sie wird eifrig genutzt, wie Jutta Bendt, Leiterin der Bibliotheksabteilung im Deutschen Literaturarchiv, weiß: etwa dreißig Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler haben sich in den letzten zehn, zwölf Jahren während

längerer Studienaufenthalte mit dem Thema beschäftigt. Vielleicht hatten einige (wie die Berichterstatterin) das Vergnügen, in die Katakomben hinuntergeführt zu werden und diese Sammlung als Ganzes persönlich in Augenschein nehmen zu können. Inmitten von über einhundertfünfzig solcher Spezialsammlungen mit insgesamt über 325 000 Büchern, im Alphabet zwischen Paul Celan und Hans Curjel, einem Autor, Regisseur und Kunsthistoriker (welch ein Zufall: drei Emigranten beieinander), ist die »Chamisso-Preis-Sammlung« in einem jener nüchternen, metallenen Kompaktregale geschlossen aufgestellt. Will heißen: Zehn Regalbretter enthalten 967 Titel im Autorenalphabet von Carmine Abate bis Feridun Zaimoglu. Man findet bibliophile Bücher und einfache Broschüren, darunter als frühestes Werk Adel Karasholis Gedichte *Wie Seide aus Damaskus*, 1968 bei Volk und Welt in Ost-Berlin erschienen. Aber eben keineswegs nur Werke von späteren Chamisso-Preisträgern, sondern Bücher von

zahlreichen Autorinnen und Autoren fremder Herkunft: dazu zählen der italienisch-albanische Autor Abate wie der polnische Satiriker Gabriel Laub oder der türkische Kabarettist Şinasi Dikmen.

Daneben finden sich Zeitschriften, Magisterarbeiten, Dokumentationen (wie die seit 1998 sechsmal herausgegebenen Kataloge der Chamisso-Preisträger *Viele Kulturen – Eine Sprache*) und einige Anthologien, darunter die beiden dtv-Bändchen mit den Ergebnissen der Preisausschreiben, den »Berichten, Gedichten, Erzählungen von Ausländern«: *Als Fremder in Deutschland* (1982) und *In zwei Sprachen leben* (1984), die Irmgard Ackermann herausgegeben und Harald Weinrich mit Vorworten eingeleitet hat.

Wer sich für die Bücher der Chamisso-Preisträger interessiert, wird sie sich aus dem »normalen« Marbacher Autorenarchiv in den Lesesaal bestellen, wer sich hingegen intensiver mit dem Preis und seiner Geschichte

Franco Biondi
Die Unversöhnlichen
oder
In deutschen Küchen
Roman

1 Romanmanuskript
(„Die Unversöhnlichen“)
7 Prosamanuskripte



Erscheint im März 1994
in der »Grenzenlosen Bibliothek«
Heliopolis Verlag Tübingen

beschäftigen möchte, kann sich dreierlei sogenannte Mediendokumentationen in den Handschriftenlesesaal kommen lassen: acht Kästen mit Pressemappen zu den Preisverleihungen von 1985 bis 2003, mit Programmen, Redemanuskripten, Zeitungsausschnitten oder DAT-Kassetten mit Veranstaltungsmitschnitten aus derselben Zeit («es fehlt 1993« ist penibel notiert), oder einen Berg mit drei Dutzend Kästen und Ordnern in unterschiedlichem Ordnungsgrad – hier wartet für jemanden eine interessante Aufgabe! Denn in ihnen befindet sich alles Material zu den Preisausschreiben: von den Pressemitteilungen zur Bekanntgabe in den Medien, Korrespondenzen, Namenslisten der Teilnehmer, Typoskripte der anonymisierten Einsendungen (mit charakteristischen Kennworten wie »Die Heimfahrt«, »Freiheit«, »Mariposa« oder »Fernschreiben«), dann den Auswahltexten für die Anthologien, die Kapiteleinteilungen, die Verlagsverträge (das Seitenhonorar betrug fünf Mark), die Kurzviten der Autoren bis hin zur Planung der Buchvorstellung und den Reaktionen auf die dtv-Bände.

Sich hier einige Stunden und Tage einzulesen, ist ein großes Vergnügen für diejenigen, die sich an den Details solcher Recherche erfreuen können: dass die Zahl der Einsendungen sich vom 2. zum 3. Preisausschreiben auf 340 verdoppelt hat, dass dabei bereits zwei frühe Chamisso-Preisträger, Franco Biondi und Gino Chiellino, vertreten waren, dass man 1982 für Kinder und Jugendliche extra Juniorpreise vergeben hat oder die Menge türkischer Einsendungen derart groß war, dass über einen Extra-Band nachgedacht wurde.

Der Forschung sind also Tür und Tor geöffnet, respektive Kästen und Ordner. Und es kommt natürlich immer wieder Neues dazu, zwar nicht in die Spezialsammlung »Chamisso-Preis«, aber darum herum: Rafik Schami beispielsweise liefert schon seinen sogenannten Vorlass nach Marbach. Und alles kann man dank Internet heutzutage bequem vom Schreibtisch aus in den Beständen des DLA bibliografieren, unter www.dla-marbach.de

::



Beziehungsgeschichte(n)

Das LesArt.Festival Dortmund und der Adelbert-von-Chamisso-Preis

Von Klauspeter Sachau

Dortmund

Die Stadt Dortmund hat eine lange Tradition der Wertschätzung von Literatur und Literaten in der Stadtgesellschaft. Ein frühes Beispiel war die »Gruppe 61«, die 1961 vom damaligen Leiter der Stadt- und Landesbibliothek initiiert und gefördert wurde und die sich schreibend mit der Arbeitswelt beschäftigte. Dies setzte sich 1985 fort in dem Zusammenschluss von Literaten und Literaturinteressierten in der »Sektion Literatur im Dortmunder Kulturrat«, der 1989 zur Gründung des »Vereins für Literatur« führte. Er wurde als kompetenter Partner des Kulturbüros der Stadt und der Stadt- und Landesbibliothek zum gleichberechtigten Mitgestalter des literarischen Lebens der Stadt. Unter anderem realisieren diese drei Partner seit dem Jahr 2000 das jährliche »LesArt.Festival Dortmund«.

LesArt.

Das Wort und die Schreibweise waren Programm: Das Festival sollte die vielfältigen Lesarten von Literatur auf die Bühne bringen, die Bedeutung des gelesenen, klingenden Worts der Autorinnen und Autoren betonen, die Literatur als Kunstform gleichwertig mit den anderen Künsten und im Austausch mit ihnen darstellen und nicht zuletzt Literatur da entdecken, wo sie nicht immer vermutet wird.



Wir freuen uns darüber, dass manche Fans den Festivalnamen französisch aussprechen, als stünde da »Les Arts« (»Die Künste«), und machen stolz einen Punkt hinter LesArt.

LesArt. im Ruhrgebiet

Das Festival findet jedes Jahr im November statt. Es bereichert das Angebot literarischer Veranstaltungen der Stadt und tritt nicht in Konkurrenz zu den auf den aktuellen Buch- und Literaturvermittlungsmarkt ausgerichteten lokalen Veranstaltern. Als einziges regelmäßig im Jahresrhythmus stattfindendes Literatur-Festival im Ruhrgebiet ist LesArt. auch immer um Synergien mit benachbarten Veranstaltern bemüht.

LesArt. ist ein Festival in einer im Strukturwandel begriffenen Stadt. Literatur stellt diesen Wandel nicht nur dar, sie gestaltet ihn mit.

LesArt. für Kinder und Jugendliche

Das Festival bemüht sich besonders um die heranwachsende Generation. Für die ganz Kleinen gibt es das »KindergartenBuchTheaterFestival«, auf das sich fünfzehn Kindergartengruppen ein Vierteljahr vorbereiten: sie setzen ein Buch in ein kurzes Theaterstück



Streetdance, KindergartenBuchTheater, Lesebühne – das LesArt.Festival ist jung



um, üben es ein, entwerfen und schneiden die Kostüme, basteln das Bühnenbild und führen die fünfzehn Stücke an fünf Tagen auf der Bühne des bekanntesten Dortmunder Off-Theaters auf.

Für die Älteren werden in Zusammenarbeit mit jugendstil, dem kinder- und jugendliteraturzentrum nrw und dem soziokulturellen Zentrum in der Dortmunder Nordstadt Poetry-Workshops veranstaltet.

Ganz in der Verantwortung von Studierenden der Technischen Universität Dortmund, Abteilung Kulturwissenschaften, die im LesArt.Festival ihr bescheinigtes Praktikum machen, liegt der »abend der helden von hier«: Sie stellen ein literarisch-performerisches Programm zusammen, das das ganze junge Spektrum der Stadt abbildet – und die Augen für den »nachwachsenden« Reichtum der Stadt öffnet.

Außerdem wird am großen Publikumsabend des Festivals der LesArt.Preis der jungen Literatur an junge Dortmunder Autorinnen und Autoren verliehen und bringt den Nachwuchs (mit Erfolg) in das Blickfeld der städtischen Öffentlichkeit.

LesArt. und Chamisso – eine Liebesbeziehung

Nirgendwo ist eine solche Vielfalt literarischer Stimmen, Formen, Sprachen und Gesichter vereinigt

wie in der großen »Familie« der Adelbert-von-Chamisso-Preisträger. Es ist ein unglaublicher Glücksfall, dass wir Veranstalter diese Erfahrung gleich bei der ersten Begegnung machen durften, bei den Chamisso-Tagen an der Ruhr 2007, einem einzigartigen literarischen Feuerwerk.

Seitdem ist die Beziehung, ganz im Sinne unserer Intention, zu einer steten Bereicherung des LesArt.-Festivals geworden.

Die Schul- und Schreibwerkstätten

Über Jahre hinweg können dank der Robert Bosch Stiftung an zwei Schulen der Dortmunder Nordstadt in Zusammenarbeit mit engagierten Lehrerinnen und mit passionierter Unterstützung der Schulleitungen Schreibwerkstätten angeboten werden. Zehra Çırak leitet sie an der Gertrud-Bäumer-Realschule, Sudابه Mohafez und José F.A. Oliver am Helmholtz-Gymnasium. 2011 hat außerdem Selim Özdoğan seine Erfahrungen an der Anne-Frank-Gesamtschule weitergegeben und gemacht. Die Kontinuität ist wichtig und zeigt ihre motivierende Wirkung. José F.A. Oliver wurde jüngst von einem Schüler begrüßt: »Sie sind Herr Oliver – mein Bruder hat bei Ihnen vor zwei Jahren Unterricht gehabt. Ich freu mich, dass Sie diesmal mit uns arbeiten«.

In der Werkstatt von Zehra Çırak in einer fünften Klasse entstanden zuletzt unter vielen anderen diese beiden Texte:

Salim Boukhrissi

Geld ist nicht alles

Familie, Cousins, Cousinen, Freunde sind viel wichtiger als Geld.

Geld ist wichtig für Lebensmittel. Für Geld würden sich sogar manche Menschen gegenseitig umbringen. Aber ich nicht, ich würde das Geld liegen lassen. Und die Liebe ist wichtiger als Geld. Würde mich jemand fragen »Was ist dir wichtiger, deine Familie und Liebe oder Geld?« Ich würde ihm sofort in Gesicht sagen »Ganz klar, mir ist die Familie und die Liebe tausendmal wichtiger!« Und er würde dann zu mir sagen »Gut Salim, es ist echt gut, dass du so denkst«.

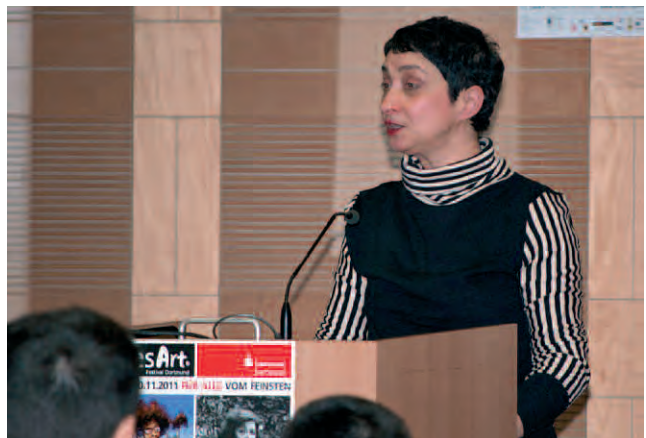
Rasha El Karsifi

Gedicht Am liebsten würde ich ...

Im Boden versinken, einen Laptop haben
Erwachsen sein, viel Geld besitzen
Frei sein und über die Berge fliegen
schwimmen im Meer und Bungee Jumpen
Am liebsten würde ich
Campen mit Leyla, Edagül und Ilknur
so schnell wie möglich 18 sein
meinen Führerschein machen
alleine Zuhause Wohnen
mit Edagül, Ilknur und Nejla
meine Freunde für immer haben
Am liebsten würde ich
für immer glücklich sein



Leya Zekpo, Egzona Aliu und Derya Kocdag aus Zehra Çıraks Schreibwerkstatt stehen mit ihren Texten auf der Bühne



Zehra Çırak begrüßt das Publikum im Studio B der Stadt- und Landesbibliothek



Auch Gowsik Uthayakumar und Laxilan Sathiaselvan begeistern das Publikum

Bei der Beobachtung der Schreibwerkstatt von Selim Özdoğan kam der Lokalreporter der *Westfälischen Rundschau* zu der Erkenntnis: »Spaß an Sprache kann harte Arbeit sein«.

Diese Erfahrungen können Schüler nur in Schreibwerkstätten machen. Die besondere Fähigkeit von Autorinnen und Autoren, die mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis ausgezeichnet wurden, ist ihre Sensibilität und Neugier für Erfahrungen und Äußerungen, die aus einem anderen kulturellen Lebenshintergrund kommen. Dadurch können sie diese – vielleicht sogar zum ersten Mal – in das Bewusstsein der Schüler bringen, ihnen ein neues Selbstbewusstsein geben und ihnen ermöglichen, es in einer (ersten) literarischen Form zu formulieren.

Am ersten Samstag des zehntägigen LesArt.Festivals wird jeweils die Arbeit der Schreibwerkstätten im Lesungs-Saal der Stadt- und Landesbibliothek präsentiert.

Chamisso-Autorinnen und Autoren im Festival

Das LesArt.Festival konnte im November 2011 an drei Abenden bedeutende Autorinnen und Autoren der Gegenwart vorstellen, die mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis ausgezeichnet worden sind.

Dank der Robert Bosch Stiftung konnte das Publikum Nino Haratischwilis Roman *Juja* in der aufwendigen, aber intensiven Erarbeitung, Aneignung, Umsetzung und Darstellung durch Schauspieler auf der Bühne erleben. Es war ein erhellender Einstieg in ein intensives Gespräch mit der Autorin und ein Anlass, das Buch noch einmal zu lesen, um mehr zu verstehen.

Zsuzsanna Gahse kam mit zwei sehr verschiedenen Büchern – *Donauwürfel* und *Das Nichts in Venedig* –, eines ein strenges Spiel mit der Form, das komprimierte Erlebnisse, Wahrnehmungen und Reflexionen transportiert, das andere ein Spiel mit den Erwartungen des Lesers, Reduktion bis zum Äußersten, auch in der Gestaltung: Blättert man das Buch durch, enthält es auf den ersten Blick nichts, nach dem Aufschlagen sieht man auf dem weißen Papierraum um die knappen, im Falzbruch senkrecht angeordneten Sätze, imaginäre Zeichnungen entstehen. Beide Bücher handeln vom Wasser, und der junge Dortmunder Pianist Philipp Quiring suchte dazu passend Klavierliteratur aus – sehr zur Freude der Autorin, der Moderatorin und des Publikums an einem heiter-gelösten, spannungsreichen Abend.



Harte Arbeit mit Sprache kann auch Spaß machen – in der Schreibwerkstatt mit Selim Özdoğan



Sichtlich vergnügt folgt Nino Haratischwili den Ausführungen der Schauspieler des Renitenztheaters Stuttgart



Ein intimer Abend über den Ernst der Inhalte und das Spiel der Formen mit Zsuzsanna Gahse



Ein »Gipfeltreffen« der Poesie mit Ursula Krechel und Jean Krier – auf exterritorialem (Ruhr-)Gebiet

Die Lesung mit Ursula Krechel (*Stimmen aus dem harten Kern*) und Jean Krier (*Herzens Lust Spiele*) war ernster. Beide gehen auf eine ganz spezielle Art und in der deutschsprachigen Gegenwartslyrik einmalig dem Phänomen von Gewalt nach – ihren Erscheinungsformen und ihrer Entwicklung in der Geschichte.

Es war aufregend zu sehen, wie nah sich die zwei Welten auf der Bühne waren, so nah, wie die Sprachwurzeln beider Lyriker in Trier und Luxemburg beieinander liegen.

Botschafterin der Chamisso-Familie

Eine Fremdenführerin, auch für Kenner, war Lerke von Saalfeld im LesArt.Festival 2011. Sie moderierte alle Nachmittage und Abende mit den Chamisso-Autoren. Kenntnisreich, feinsinnig, genau zuhörend, begeistert von Gesprächsverläufen und immer im Hintergrund, auch wenn sie neben den Schriftstellern saß. Sie ist die ideale Botschafterin der Chamisso-Familie und hat zur Freude der Veranstalter in den letzten Jahren das Gesicht von LesArt. mitgeprägt.

Was es noch bei LesArt. gab, ist auf www.lesart-festival.de zu sehen – und auch zu entdecken (wir sagen nur »me and my drummer«).

Im November 2012 geht es weiter mit der nächsten Auflage des LesArt.Festivals Dortmund. ::



Lerke von Saalfeld in ihrem Element – sie vermittelt die Schwingungen und die Architektur von Literatur



Auf Tournee, bei LesArt., im Studio, wieder auf Tournee: Songwriterin Charlotte Brandi mit Schlagzeuger Matze Pröllochs

Erinnerungen

Impulse für das Leben, die Politik, Ironie und Literatur
 Jiří Gruša (1938 – 2011)

Von Michael Stavarič

wetter

Nach meinem tod
 windiges wetter
 wolfs wolken
 himmellang
 hingewälzt
 tja

und ich dachte
 es werden
 sonnige kommen
 sonnige sonnige
 tage

Jiří Gruša

Ich erinnere mich genau an meine erste Begegnung mit Jiří Gruša; er saß mir gegenüber, hinter einem riesigen Schreibtisch, als Botschafter der Tschechischen Republik in Österreich. Ich nahm vor ihm Platz und bewarb mich um den Job seines persönlichen Sekretärs. Er blickte mich an und fragte: Warum glauben Sie, dass Sie für diese Arbeit geeignet sind? Ich konnte ihm darauf keine eindeutige Antwort geben, doch erwähnte ich, dass ich, wie er, Schriftsteller sei (was nun eine ziemliche Übertreibung war, da ich damals noch kein einziges Buch vorzuweisen hatte). Er belächelte dies keineswegs, blickte mich noch einmal an und wollte wissen, was ich so schreibe und warum mich die Literatur interessiere. Schließlich gab er mir ein Blatt aus seinem Notizblock und wollte wissen, ob ich das denn lesen könne? Das Blatt war ziemlich vollgekritzelt, Gruša hatte wirklich eine nicht gerade leserliche Handschrift. Ich antwortete: durchaus (was glatt gelogen war). Und er darauf: Dann können wir es ja – durchaus – miteinander probieren. Haben Sie Ihr Studium abgeschlossen? Und ich darauf: Nein, aber... Er unterbrach mich: Dann schauen Sie, dass Sie damit schnell fertig werden.

Unsere erste Unterhaltung hatte somit mehrere Konsequenzen: Erstens war ich von diesem Tag an sein privater Sekretär und als solcher für alles zuständig, womit er mich betraute... In erster Linie führte ich seine Korrespondenz, bearbeitete, ergänzte und schrieb seine Reden (was allerdings erst später wirklich zum Tragen kam), ich übersetzte, organisierte oder moderierte ausgewählte Kulturveranstaltungen etc. Nahezu jeden Tag saß ich vormittags bei ihm im Büro und er erklärte mir, was er zu diesem oder jenem erwartete,



diktierter Briefe, korrigierte meine Vorschläge und wollte meine Meinung wissen. Zweitens beendete ich noch im selben Jahr mein Studium und drittens war ich bald tatsächlich in der Lage, seine Handschrift zu entziffern.

Ich komme nicht umhin zu erwähnen, dass ich zu diesem Zeitpunkt lange Haare besaß und nicht einmal den Hauch einer Krawatte mein eigen nannte, woraufhin – etwas später – Jiří Gruša anlässlich einer Veranstaltung, an der drei Kultusminister aus Deutschland, Tschechien und Österreich teilnahmen, zu mir meinte: Herr Stavarič, ich würde Ihnen ja niemals vorschlagen, sich die Haare schneiden zu lassen, aber meinen Sie nicht, dass zu diesem Anlass eine Krawatte – durchaus – vertretbar wäre? Wie recht er damit doch hatte ... Peinlich berührt eilte ich zum nächstbesten Laden (wir befanden uns in Prag) und ich erinnere mich gut daran, dass ich mich lange nicht entscheiden konnte; allerdings besitze ich besagte Krawatte noch heute. Und tatsächlich, ein gutes halbes Jahr später opferte ich auch meine langen Haare auf dem Altar der Diplomatie, was Gruša keinesfalls kommentierte, doch ich meine, dass er ganz kurz und verstohlen lächelte.

Jiří Gruša war für mich nicht irgendein Vorgesetzter – er war jemand, von dem ich tatsächlich etwas gelernt habe, über das Leben, die Politik, Ironie und Literatur. Er hat es verstanden, anderen die richtigen Impulse mitzugeben, und wer weiß, wie sich mein Leben entwickelt hätte, wäre ich ihm nicht begegnet.

Aber zurück zu jenem Leben, der Politik, Ironie und Literatur ... Auf die Frage, wo er eigentlich beheimatet sei, pflegte Jiří Gruša zu antworten: Auf Reisen!

Ein Standpunkt, der nichts offenlässt. Und »glücklich heimatlos« nannte er sich schließlich selbst in einem seiner Bücher – eine Betrachtung, die mich lange Zeit beschäftigen sollte (und es nach wie vor tut), wo ich doch selbst keine »Heimat« kenne und mein eigenes Leben dem eines Nomaden ähnelt; selbstverständlich fehlt mir noch ein Maultier, oder zumindest ein kleines Pony.

Jiří Gruša sprach manchmal davon, was es hieß, einem Schriftsteller seine Sprache zu nehmen, wo er doch wusste, dass ich mit sieben Jahren das Tschechische verloren hatte und mich plötzlich mit dem Deutschen konfrontiert sah, unfähig, ein Wort zu sagen – eine Tatsache, die ihn an sein eigenes Schicksal erinnerte. Was sollte er fortan tun, im »Land der Stummen«, wie Deutschland auf Tschechisch heißt? Er meinte: »Der Schriftsteller im Exil verliert nicht nur die Sprache, sondern auch den Adressaten seines Schreibens. Doch damit muss er leben, schließlich kennt jeder Skiläufer sein Risiko; warum also sollte es ein Schriftsteller nicht kennen?« Ich habe es immer verabsäumt, ihm zu gestehen, dass ich ein ganz miserabler Skifahrer bin.

Was die Politik und Ironie anlangt, so erinnere ich mich an eine kleine Anekdote, die ich sehr mag und die so sehr verdeutlicht, was man über Jiří Gruša wissen sollte; sie stellt einen kurzen Dialog zwischen dem tschechischen Präsidenten Václav Klaus und ihm dar, es ging damals um den EU-Beitritt Tschechiens.

Klaus: »Tja, dieses Europa, man will da hinein, aber lösen wir uns dort nicht auf wie ein Stück Zucker im Kaffee?« Gruša: »Da würden die Europäer zumindest wissen, dass wir süß sind.«

Jiří Gruša war ein Meister ironischer Betrachtungen und verstand es, davon konnte ich mich beinahe jeden Tag überzeugen, andere verbal zu entwarnen. Keinesfalls, indem er sie bloßstellte, vielmehr bezog er sie ein und sorgte so für ein konstruktives Gesprächsklima; bei all den Verhandlungen, bei denen er zugegen war, tatsächlich ein Segen.

Zu mir meinte er einmal, als ich mich in einer relativ prekären Lebenslage befand, dass es für jedes Problem einen Lösungsansatz gebe: ich solle also über folgende drei »Leitsätze« nachdenken; er garantiere mir, einer löse das Problem gewiss. Diese lauteten:

1. Von nichts kommt nichts.
2. Wer nicht will, der hat schon.
3. Ran an die Buletten.

Ich gestehe, ich habe diese »Sätze« immer wieder »ausprobiert« und darf heute festhalten: Sie helfen tatsächlich, mir jedenfalls. Beinahe sind sie zu einer Art Mantra geworden, mit dessen Hilfe ich mir Grušas Ironie jederzeit vor Augen führen kann.

Zur Literatur fallen mir etliche Dinge ein, die ich ihm zu verdanken habe. Ich erinnere mich etwa an einen Nachmittag, an dem ich mal wieder bei ihm im Büro saß und er plötzlich ein kleines Büchlein eines tschechischen Autors hervorzauberte, Patrik Ouredniks *Europeana*. Er sagte zu mir, dass er das Buch nicht schlecht finde. Ich solle es lesen und – sollte es mir gefallen – einem österreichischen Verlag zur Publikation anbieten. »Ach ja, und selbstverständlich müssen Sie es übersetzen.« Was soll ich sagen, ganz genau so

entstand mein erstes Werk als Übersetzer. Ich war unerfahren und wusste nicht, wie man – verlagstechnisch – an die Sache herangehen musste, doch schließlich klappte es. Mittlerweile habe ich von besagtem Autor vier Titel übersetzt, von denen mich ein jedes Buch selbst als Autor geprägt hat; nicht zu vergessen, dass ich mit dieser Übersetzung eine »Eintrittskarte« in die Verlagswelt lösen konnte.

Oder um es mit den Worten von Georg Christoph Lichtenberg zu sagen, dessen Zitat wir einmal als Abschluss einer Rede verwendeten: »Mehr als das Gold hat das Blei die Welt verändert. Und mehr als das Blei in der Flinte das im Setzkasten.« Jiří Gruša hat diese »Feststellung« sehr gefallen.



Schiffe

Schiffe die Höfe im See
sie können ihr Nachtgetier
wechseln

Und Schwäne
sonst schwarz
werden im Süden
hell-weiß

Nur du
mein Gruscha
kannst deinen Pott
nie mehr verlassen
als Möwe nicht
und nicht einmal
als Ratte

1985

Aras Ören
Rafik Schami (Förderpreis)

1986

Ota Filip

1987

Franco Biondi
Gino Chiellino

1988

Elazar Benyoëtz
Zafer Şenocak (Förderpreis)

1989

Yüksel Pazarkaya
Zehra Çırak (Förderpreis)

1990

Cyrus Atabay †
Alev Tekinay (Förderpreis)

1991

Libuše Moníková †
SAID (Förderpreis)

1992

Adel Karasholi
Galsan Tschinag

1993

Rafik Schami
İsmet Elçi (Förderpreis)

1994

Dante Andrea Franzetti
Dragica Rajčić (Förderpreis)

1995

György Dalos
László Csiba (Förderpreis)

1996

Yoko Tawada
Marian Nakitsch (Förderpreis)

1997

Güney Dal
José F.A. Oliver
Jiří Gruša (Ehrengabe) †

1998

Natascha Wodin
Abdellatif Belfellah (Förderpreis)

1999

Emine Sevgi Özdamar
Selim Özdoğan (Förderpreis)

2000

Ilija Trojanow
Terézia Mora (Förderpreis)
Aglaja Veteranyi (Förderpreis) †

2001

Zehra Çırak
Radek Knapp (Förderpreis)
Vladimir Vertlib (Förderpreis)
Imre Kertész (Ehrengabe)

2002

SAID
Catalin Dorian Florescu
(Förderpreis)
Francesco Micieli (Förderpreis)
Harald Weinrich (Ehrengabe)

2003

Ilma Rakusa
Hussain Al-Mozany (Förderpreis)
Marica Bodrožić (Förderpreis)

2004

Asfa-Wossen Asserate
Zsuzsa Bánk
Yadé Kara (Förderpreis)

2005

Feridun Zaimoglu
Dimitré Dinev (Förderpreis)

2006

Zsuzsanna Gahse
Sudabeh Mohafez (Förderpreis)
Eleonora Hummel (Förderpreis)

2007

Magdalena Sadlon
Luo Lingyuan (Förderpreis)
Que Du Luu (Förderpreis)

2008

Saša Stanišić
Léda Forgó (Förderpreis)
Michael Stavarič (Förderpreis)

2009

Artur Becker
Tzveta Sofronieva (Förderpreis)
María Cecilia Barbetta
(Förderpreis)

2010

Terézia Mora
Abbas Khider (Förderpreis)
Nino Haratischwili (Förderpreis)

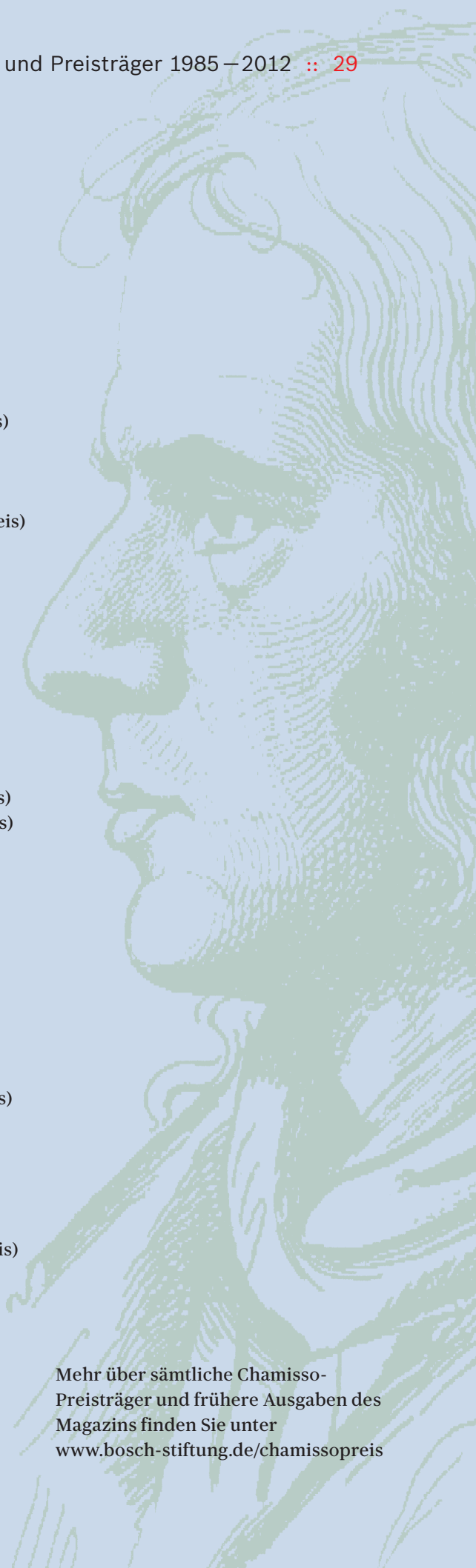
2011

Jean Krier
Olga Martynova (Förderpreis)
Nicol Ljubić (Förderpreis)

2012

Michael Stavarič
Akos Doma (Förderpreis)
Ilir Ferra (Förderpreis)

Mehr über sämtliche Chamisso-
Preisträger und frühere Ausgaben des
Magazins finden Sie unter
www.bosch-stiftung.de/chamissopreis



Die Liebe in rußigen Zeiten

Feridun Zaimoglus Hommage an Menschen und Städte des Ruhrgebiets

Sein Name ist ein Markenzeichen, und wenn man von deutscher Literatur nach 1945 spricht, setzt man neuerdings öfters mal »von Aichinger bis Zaimoglu« hinzu. Auf jedes neue Buch des in Kiel lebenden Chamisso-Preisträgers ist man gespannt, denn zumindest in den letzten zehn Jahren glich keines seinem Vorgänger. Das kann man auch von *Ruß* sagen, dem jüngsten Roman des 1964 geborenen literarischen Tausendsassas. Der Titel darf als Anspielung auf das einst elend rußige Ruhrgebiet verstanden werden, denn dort spielt der größte Teil von Zaimoglus Geschichte, und von dort stammen die meisten ihrer Figuren. Dass dann noch das kaputte und doch sehr lebendige Warschau und das von Zaimoglu in Grund und Boden verdamnte Salzburg eine Rolle spielen und dass das Finale auf der grandiosen Großglockner-Hochalpenstraße stattfindet, soll nicht verschwiegen werden. Aber im Grunde geht es auch dort um den Ruhrpott. Und um die Liebe.

Zaimoglus Hauptfigur heißt Renz. Nach der Ermordung seiner Frau hat er den Arztberuf aufgegeben und ist ins Geschäft seines Schwiegervaters eingestiegen, der in Duisburg-Ruhrort einen Kiosk betreibt. Renz trinkt nicht mehr, raucht nicht mehr, malt jeden Morgen Ikonen, immer mit Blick auf die Urne im Regal. Trotz aller Trauer und Einsamkeit scheint er sich mit seiner Situation einigermaßen arrangiert zu haben, als er erfährt, dass der Mörder seiner Frau demnächst aus dem Knast entlassen werden soll. Aus recht undurchsichtigen Gründen will Voss, ein früherer Kumpel, bei Renz Rachegeleüste schüren und bietet ihm einen merkwürdigen Handel an: Renz soll sich einige Zeit um seinen irren Halbbruder Josef kümmern, und im Gegenzug werde dafür gesorgt, dass der Mörder ums Leben kommt, ohne dass der Verdacht auf Renz fallen kann. Und so nimmt das anfangs etwas verwirrende Geschehen seinen Lauf, und wer sich beim Lesen mitten in einem »Tatort«-Krimi zu befinden glaubt, dem wird man schwerlich widersprechen. Allerdings, und das ist entscheidend, ist die von zahlreichen Krimi-Episoden getragene Handlung nicht das Wichtigste an *Ruß*. Auch nicht die sprachlich brillanten, manchmal bis ins Frühexpressionistische gehenden, von Trauer um den Niedergang der einst so stolzen Industrieregion getragenen

Schilderungen des proletarischen Milieus. Schilderungen? Oft sind es nur kleine Stimmungsbilder, Redewendungen, Töne und viele Dialoge.

»Somnambuler Realismus« hat Hubert Spiegel Zaimoglus Schreibweise genannt, und das trifft es ganz gut. Eine Besonderheit ist, dass sich der Erzähler nicht in den Vordergrund drängt, sondern jeder seiner Figuren eine Stimme gibt – den Helden des Untergangs gewissermaßen, die ihre frühere Arbeit verloren haben, denen aber, vermutlich bis an ihr Lebensende, die schonungslos direkte, oft sehr ruppige und dennoch herzliche Solidarität der Bergleute in den Knochen sitzt. Was bedeutet: Man liest viel Umgangssprache, vermeintlichen Ruhrpott-Slang – der allerdings ähnlich verfremdet ist wie die berühmte »Kanak-Sprache«. Doch die von Zaimoglu aus oftmals noch nie zuvor gehörten Worten und eigenwilligen Tonfällen geschaffene *Ruß*-Sprache trägt, gerade weil sie eine Kunstsprache ist. Wer in diesem Roman eine melancholische, von allergrößter Sympathie durchdrungene Hommage an die Menschen und Stadtlandschaften eines in der Realität schon untergegangenen Ruhrgebiets sehen möchte, der liegt gewiss nicht falsch. Doch da ist noch etwas: die Liebe nämlich, oder das, was man gemeinhin dafür hält.

Renz ist traurig, einsam und unendlich liebesbedürftig. Der Jüngste ist er auch nicht mehr. Dass zu den mit vielen schmerzlichen Verlusten verbundenen Veränderungen seines Lebens auch der Verlust seiner einstigen Unbefangenheit im Umgang mit Frauen gehört, ja dass die Verhältnisse zwischen Mann und Frau ganz allgemein erheblich komplizierter sind als früher, zeigt sich nirgends so drastisch wie in seinem Verhältnis zu Marja. Diese Marja ist misstrauisch, vor allem Männern gegenüber, und sie hat Gründe dafür. »Erst folgte er ihr in einigem Abstand, dann schloss er zu ihr auf, es kam einer Berührung gleich, dass sie keine Feindseligkeit empfanden ... Er nannte sie wieder beim Namen, und es gefiel ihr, es gefiel ihr so sehr, dass sie sich fest an ihn schmiegte. Ein verwilderter Mann, den die Wildheit anderer Männer abstieß.« Es bleibt schwierig zwischen den beiden, und wie Zaimoglu diese merkwürdige Liebe in Worte zu fassen versteht, ist faszinierend. Wird Renz am Ende überleben? »Sie legte ihm einen Ankerohrring in die Hand. Glücksbringer, sagte sie, will ich zurückhaben. Ja. Machs gut, sagte sie und schloss die Tür.« Gibt es so etwas wie Zukunft, für ihn, für Marja, überhaupt? »Renz sah zu den Häusern an den Hängen in der Nacht. Fenster aus Licht.« Mit diesen lakonischen Zeilen endet Feridun Zaimoglus Ge-



sellschafts-, Kriminal-, Abenteuer- und Liebesroman. Der Sprachrausch ist vorüber. Dem Leser jedoch wird es warm ums Herz, und dieses Gefühl hält an. Kann man von einem Roman mehr erwarten?

Feridun Zaimoglu: *Ruß. Roman*. Köln 2011: Kiepenheuer & Witsch. 267 Seiten, 18,99 Euro

Zwölf Essays übers Dazwischen

Olga Martynova und Oleg Jurjew im intellektuellen Dialog

Als die in Sibirien geborene und im damals Leningrad genannten St. Petersburg aufgewachsene Olga Martynova für *Sogar Papageien überleben uns* 2011 den Chamisso-Förderpreis bekam, hörten einige Leser dieses eindrucksvollen Romans vielleicht zum ersten Mal von Daniil Charms und seinem Kollegen- und Freundeskreis.

»Die Oberiuten – wer waren sie?«, fragt die seit 1990 mit ihrem Mann Oleg Jurjew in Frankfurt am Main lebende Autorin in einem Essay mit dem schönen Titel »Das Leben hat über den Tod gesiegt, auf eine mir unbekannte Weise«. Dieser Titel ist natürlich, in der deutschen Übersetzung von Peter Urban, ein Zitat aus dem Werk des »exzentrischen Autors«, wie der 1966 in Leningrad geborene Chamisso-Förderpreisträger Vladimir Vertlib diesen Daniil Charms nennt.

Olga Martynova fragt nicht nur, sie antwortet auch und skizziert das größtenteils düstere Schicksal dieser modernistischen »Unsinn-Poeten«, die bis auf wenige Ausnahmen in den dreißiger und vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts umgekommen sind; nach 1950 und vereinzelt noch bis heute gelten sie als »Schutzpatrone vieler angehender Literaten«, denn »nach den Oberiuten kam eine lange sowjetische Nacht«. In dieser langen Nacht sind Olga Martynova und Oleg Jurjew zu herausragenden Kennern der Weltliteratur und speziell der russischen Poesie und Kultur geworden, was zweifellos entscheidend dazu beitrug, dass sie heute, in deutscher oder in russischer Sprache schreibend, zu den originellsten und geistreichsten Dichtern und Essayisten der Gegenwart gerechnet werden müssen.

Der Aufsatz über die »Oberiuten« findet sich in einem schmalen Buch mit dem sprechenden Titel *Zwischen den Tischen*. Nicht durchgängig, aber doch

recht oft ergibt sich durch die Zusammenstellung – sechs Abschnitte, die jeweils aus einem Martynova- und einem Jurjew-Text bestehen – tatsächlich der im Untertitel des Büchleins behauptete »essayistische Dialog«. Mehrfach geht es um die reichhaltigen kulturellen Traditionen Russlands und ihre Spuren im spät-sowjetischen Alltag. Damit ist keineswegs nur die Schatzkammer der russischen Literatur gemeint, über die man eine Menge Aufregendes und zur Lektüre Anregendes lernt. Nein, auch Geranien oder Fußballkommentatoren, der berühmte »russische Salat« oder die ähnlich berühmte Datscha werden zum Thema.

Ein spannender Dialog widmet sich den überraschend intensiven Wechselbeziehungen zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten von Amerika. Olga Martynova schwärmt von Linz, der immer im Schatten Wiens stehenden oberösterreichischen Donaustadt, aber sie schwärmt nicht nur: »In den deutschen Städten berichtet der Stadtführer ... ausführlich, wo, wie, und wie viele Juden dort einst lebten und an welchem Platz die niedergebrannte Synagoge stand. In Linz kein Wort, hatten sie nie Juden? Do-och, fre-eilich.« Dass und warum die im September 1941 einsetzende 872-tägige Blockade Leningrads, die mehr als eine Million Zivilisten das Leben kostete, »eines der größten Verbrechen in der Geschichte der Menschheit« war, erläutert Oleg Jurjew, nicht ohne auf hierzulande wenig bekannte Poeten wie Gennadi Gor oder Pawel Salzmann hinzuweisen. Und dass sich das Moskau des 21. Jahrhunderts trotz Kreml und Rotem Platz vollkommen anders anfühlt als die einstige Hauptstadt der UdSSR, führt Olga Martynova eindringlich vor Augen. In seiner die lesenswerte Aufsatzsammlung beschließenden Dankrede für den Hilde-Domin-Preis 2010 reflektiert Oleg Jurjew das im Buchtitel angesprochene, für viele Chamisso-Preisträger relevante und besonders dieses deutsch-russische Autorenpaar einschneidend prägende Dazwischen-Sein: »Ich halte das für die dichterische und menschliche Grunderfahrung unserer Zeit – ins Exil zu gehen, im Exil zu leben, im Exil zu schreiben. Ich würde sogar zu sagen wagen, in der modernen, flüssigen Welt, die sich ständig ändert, ist jeder Mensch in dem einen oder anderen Sinne des Wortes ein Exilant.«

Olga Martynova und Oleg Jurjew: *Zwischen den Tischen*. Bonn 2011: Bernstein-Verlag. 123 Seiten, 12,80 Euro



Hier in Norddeutschland, dort in Georgien

Nino Haratischwili erzählt eine bewegende Familiengeschichte

So, wie die 28-jährige Nino Haratischwili in ihren Theaterstücken immer wieder durch jähe Wendungen und dramatische Zuspitzungen die Zuschauer überrascht, so kühn hatte sie vor zwei Jahren ihren ersten Roman *Juja* angelegt, und so gespickt mit Überraschungen ist auch ihr zweiter Roman *Mein sanfter Zwilling*, durchzogen von Pathos, Aufgewühltheit und unerhörten Begebenheiten.

Im Mittelpunkt des Romans stehen Stella und Ivo, die symbiotisch wie Zwillinge miteinander aufgewachsen, aber keine Geschwister sind, die bei der Großmutter Tulja an der Ostsee leben, aber diese Großmutter ist nicht die eigentliche Großmutter, wie vieles in diesem Roman nur »eigentlich« ist und in Wirklichkeit eine andere Realität verbirgt, die nur langsam, qualvoll und beklemmend ans Licht kommt. Die Familie ist zerborsten, denn es liegt eine große Schuld, über die nicht gesprochen wird, zwischen den Personen. Stella ist nun Mitte dreißig, hat sich gut bürgerlich – »ordentlich« – verheiratet, hat einen Sohn und will die Vergangenheit abstreifen.

Da taucht nach sieben Jahren Abwesenheit plötzlich Ivo wieder auf und bringt alles durcheinander. Die gewonnene Selbstsicherheit Stellas bricht zusammen, denn sie weiß, sie lebt mit ihrem Mann Mark ein falsches, ein geborgtes Leben; sie ist tief irritiert.

Was diese Familie ver- und zerstört hat, schält sich erst ganz am Ende des Romans in Rückblenden heraus; es ist ein Ereignis, das mit aller Wucht das Leben der betroffenen Menschen aufgewühlt und verändert hat. Ivo scheint äußerlich immer noch der attraktive junge Mann zu sein, der unbekümmert und abenteuerlustig als Journalist durch die Welt reist, bei allen Anerkennung findet und sein Leben zu meistern scheint. Stella wird dagegen immer welker und trauriger. Sie liebt Ivo und sie hasst ihn; auch er fühlt sich an sie gebunden, demütigt sie jedoch, geht grob und verletzend mit ihr um. In die Gegenwart werden die Bilder der gemeinsamen Vergangenheit eingeblendet. Stella kann durch das Auftauchen von Ivo ihr gewohntes Leben nicht mehr weiterführen. Sie merkt, wie sie in der Familie ihres Mannes zur Außenseiterin wird, wie ihr früheres Dasein an der Seite von Ivo wieder Besitz von ihr

ergreift. Während Ivo einen festen Plan verfolgt, gerät sie aus der Bahn.

Der Roman ist unterteilt in zwei Kapitel »Hier« und »Dort«. »Hier« – das ist Hamburg, wo Stella mit Familie lebt, das ist Niendorf an der Ostsee, wo Stella und Ivo bei der Großmutter Tulja einst aufwuchsen. »Dort« – das ist Georgien, wohin Ivo nach seinem plötzlichen Auftauchen Stella von ihrer Familie weglockt, um ihre gemeinsame Geschichte zu einem guten Ende zu bringen. Ivo verfolgt dort ein Rechercheprojekt über eine Familie, über die er bereits viel Material in seinem Computer zusammengetragen hat. Stella schaut sich heimlich seine Dokumente an und beginnt zu ahnen, worauf Ivo es abgesehen hat. Stella kommt als Fremde in eine fremde Stadt, in ein fremdes Land, das die Autorin bestens kennt, denn sie ist dort aufgewachsen. Noch sind überall die tiefen Wunden des Bürgerkriegs spürbar, das Land und seine Menschen sind vom Schrecken gezeichnet.

Eingebettet in die politische Landschaft Georgiens, eingebettet in menschliche Zerwürfnisse, die durch den Krieg bedingt sind, erfährt Haratischwilis Stoff eine neue Dimension der Dramatik. Ihr Roman erzählt eine bewegende, aufwühlende Geschichte über den Verlust und die Zerstörung von Glück und die immer wieder hilflosen Versuche, der Macht des Schicksals zu entkommen.

Nino Haratischwili: *Mein sanfter Zwilling*. Roman. Frankfurt a. M. 2011: Frankfurter Verlagsanstalt. 379 Seiten, 22,90 Euro

noutăți nowości neueigkeiten novinky novosti yenniker novice

Auszeichnungen

Catalin Dorian Florescu, Chamisso-Förderpreisträger des Jahres 2002, hat den mit 50 000 Franken dotierten Schweizer Buchpreis gewonnen. Mit seinem vierten Roman *Jacob beschließt zu lieben*, den die Jury als »herausragendes literarisches Werk der diesjährigen Buchproduktion« würdigte, setzte er sich Ende 2011 gegen vier Mitbewerber durch. Auch dem Publikum hat Florescu Roman, den wir in *chamisso* Nr. 6 (Oktober 2011) vorgestellt hatten, am besten gefallen. Der Preis wurde dem in Zürich lebenden Schriftsteller kürzlich auf der Basler Buchmesse überreicht. Außerdem wurde Florescu für sein bisheriges Gesamtwerk unlängst der Joseph-von-Eichendorff-Literaturpreis 2012 zuerkannt. Er wird im Rahmen der Wangener Gespräche im Herbst 2012 verliehen.

Der seit Gründung des Masterstudiengangs für »Biografisches und Kreatives Schreiben« jährlich von der Alice Salomon Hochschule in Berlin verliehene Alice-Salomon-Poetik-Preis ging im Januar 2012 an **Emine Sevgi Özdamar**. Das Herrliche an ihrer Kunst sei, so Laudator Harald Jähner, »dass sie diese unsicheren Sprachräume genießt; sie ist alles andere als eine zaudernde Sprachgrüblerin. Eine Draufgängerin vielmehr, die jeden Apfel vom Baum der Erkenntnis pflücken würde, aus purer Neugier und Lebenslust«.

Das Literaturbüro Lüneburg hat **Feridun Zaimoglu** zum Heinrich-Heine-Gastdozenten 2012 gekürt. Am 22. Juni hält er seine öffentliche Vorlesung an der Leuphana Universität Lüneburg.

Die Programmleiter der im Netzwerk verbundenen Literaturhäuser Berlin, Frankfurt, Graz, Hamburg, Köln, Leipzig, München, Rostock, Salzburg, Stuttgart und Zürich zeichnen Feridun Zaimoglu außerdem als einen Autor, der sich in besonderem Maße um das Gelingen von Literaturveranstaltungen verdient gemacht hat, mit dem diesjährigen Preis der Literaturhäuser aus. Der Preis, der seit 2002 jährlich während der Leipziger Buchmesse einer Schriftstellerin oder einem Schriftsteller für die besondere Vermittlung ihrer Werke verliehen wird, besteht aus einer Lesereise durch alle im Netzwerk zusammengeschlossenen Literaturhäuser und ist mit 11 000 Euro dotiert. Zaimoglu wird vom 21. März bis 24. Mai zu Leseabenden durch die elf Literaturhausstädte reisen. Die Preisverleihung findet am 16. März auf dem Blauen Sofa in der zentralen Messehalle in Leipzig statt.

Der mit 2000 Euro ausgestattete Debütpreis des Lübecker Buddenbrookhauses ging 2011 an **Nino Haratischwilli**, die 2010 mit dem Chamisso-Förderpreis geehrt worden war. In ihrem ersten Roman *Juja* gelinge es ihr, wie die Jury schreibt, »die Frage nach der Bedeutung von Literatur für die individuelle Identität auf eine eigene und

besondere Weise zu stellen«. Für ihren zweiten, in diesem *chamisso*-Magazin vorgestellten Roman *Mein sanfter Zwilling* wurde Nino Haratischwilli mit dem Hotlist-Preis 2011 der Unabhängigen Verlage Deutschlands ausgezeichnet, der mit 5000 Euro dotiert ist.

Léda Forgo hat eines von vier Literaturstipendien des Landes Baden-Württemberg 2011 erhalten. Die in Ungarn geborene Schriftstellerin war 1994 nach Stuttgart gekommen, um Geschichte und Figurentheater zu studieren. Sie verfasste seit 2000 mehrere Theaterstücke und Erzählungen, zuletzt den Roman *Vom Ausbleiben der Schönheit*, den wir in *chamisso* Nr. 5 (März 2011) vorgestellt hatten. Mit der Förderung verbunden sind drei gemeinsame Lesungen in Bonndorf (Kreis Waldshut), Karlsruhe und Stuttgart im Frühjahr 2012.

Der mit 5500 Euro verbundene und ausschließlich an Frauen vergebene Roswitha-Literaturpreis der Stadt Bad Gandersheim wurde im November 2011 an **Olga Martynova** vergeben. Martynova schreibt ihre Gedichte auf Russisch und ihre Prosa auf Deutsch und so lautete das Votum der Jury: »Gewürdigt wird eine in zwei Sprachen schreibende Kosmopolitin, deren Musikalität, deren Witz und deren beeindruckende Bildung unsere Literaturgesellschaft bereichern.« Für ihren ersten Roman *Sogar Papageien überleben uns* hatte sie den Chamisso-Förderpreis 2011 erhalten.

noutăți nowości neuligkeiten novosti yenniker novice

Termine

Auf der Leipziger Buchmesse sind am ARTE-Stand die diesjährigen Chamisso-Preisträger zu Gast: jeweils um 15 Uhr am 16. März **Akos Doma**, am 17. März **Michael Stavarič** und am 18. März um 14 Uhr **Ilir Ferra**. Sie lesen aus ihren Büchern und sprechen mit der Publizistin Lerke von Saalfeld. Ebenfalls am ARTE-Stand findet am 17. März ein Gespräch mit **Feridun Zaimoglu** anlässlich seiner Auszeichnung mit dem Preis der Literaturhäuser statt.

Zum zweiten Mal hat **José F.A. Oliver** Chamisso-Preisträgerinnen und Preisträger eingeladen, unter dem Motto »angelegt« über den Garten ihrer Kindheit zu schreiben. Die Texte werden in einer Sonderbeilage zum *Literaturblatt für Baden-Württemberg* Mai/Juni 2012 veröffentlicht und bei mehreren Lesungen zu Gehör gebracht. **Zehra Çirak**, **Zsuzsanna Gahse**, **Asfa-Wossen Asserate** und **Selim Özdoğan** werden am 20. Mai im Rahmen der Landesgartenschau in Nagold auftreten, **Marica Bodrožić**, **Abbas Khider**, **Saša Stanišić** und **Michael Stavarič** sind am 26. Mai in Schwäbisch Gmünd zu erleben, als literarische Vorboten der dortigen Landesschau 2014. Neben Einzellesungen in Privatgärten gibt es zwei Gemeinschaftslesungen, die José F.A. Oliver moderiert; Musik machen Michael Kiedaisch (in Nagold) und Dizzy Krisch (in Schwäbisch Gmünd).

Neuerscheinungen

György Dalos, *Der Fall des Ökonomen*. Roman. Berlin 2012: Rotbuch Verlag

Jiří Gruša, *Beneš als Österreicher*. Klagenfurt 2012: Wieser Verlag

Que Du Luu, *Vielleicht will ich alles*. Roman. Köln 2011: Kiepenheuer & Witsch

Sudabeh Mohafez, *Das Eigenartige Haus*. Mit Illustrationen von Anton Rittiner. Bern 2012: Edition Taberna Kritika

Selim Özdoğan, *Heimstraße 52*. Roman. Berlin 2011: Aufbau Verlag

Rafik Schami, *Das Herz der Puppe*. Kinderbuch mit Bildern von Kathrin Schärer. München 2012: Deutscher Taschenbuch Verlag

Galsan Tschinag, *Das andere Dasein*. Roman. Berlin 2011: Suhrkamp Verlag

Vladimir Vertlib, *Schimons Schweigen*. Roman. Wien 2012: Deuticke Verlag

Aglaia Veteranyi, *Vom geträumten Meer, den gemieteten Socken und Frau Butter*. Geschichten. München 2012: Deutscher Taschenbuch Verlag (anlässlich des 10. Todestags der Schriftstellerin am 3. Februar erscheinen die Geschichten als Taschenbuch)

Neues zum »Chamisso-Thema«

»Sie schreiben ja akzentfrei Deutsch! – Schreiben Sie Ihre Bücher eigentlich selbst?« Ausgehend von diesen und ähnlichen Fragen hat **Nicol Ljubić** eine Anthologie herausgegeben, in der siebzehn deutsche Schriftstellerinnen und Schriftsteller von ihren Erfahrungen in einem Land, das sie Heimat nennen, erzählen. Unter denen, die sich zur Debatte um Herkunft und Identität äußern, sind die sechs Chamisso-Preisträgerinnen und -Preisträger: **Zsuzsa Bánk**, **María Cecilia Barbetta**, **Artur Becker**, **Selim Özdoğan**, **Saša Stanišić** und natürlich **Nicol Ljubić**, der die oben zitierte Frage so beantwortet: »Ja, ich schreibe selbst. Und Deutsch ist leider die einzige Sprache, die ich akzentfrei spreche. Allerdings heiße ich Nicol Ljubić und bin in Kroatien geboren, was viele Deutsche nach wie vor zu verirren scheint. Deswegen bezeichnen sie Menschen wie mich als Deutsche mit Migrationshintergrund. Und von denen gbt es ziemlich viele im Land: neun Millionen. Gewöhnt hat man sich offenbar noch nicht an sie.«

Nicol Ljubić, (Hg.) *Schluss mit der Deutschenfeindlichkeit!* Hamburg 2012: Hoffmann und Campe. Nicol Ljubić spricht darüber auf der Leipziger Buchmesse mit Lerke von Saalfeld am ARTE-Stand am 15. 3. um 15 Uhr.

Die Mitarbeiter dieser Chamisso-Ausgabe

Irene Ferchl, Jahrgang 1954, studierte Germanistik, Geschichte und Kommunikationswissenschaft und arbeitet seither in Stuttgart als Kulturjournalistin und Autorin literarischer Reiseführer. 1993 gründete sie das *Literaturblatt für Baden-Württemberg*, dessen Herausgeberin und Chefredakteurin sie ist. Seit 1998 betreut sie für die Robert Bosch Stiftung die Publikationen zu den Chamisso-Preisträgern.

Impressum

Herausgegeben von der
Robert Bosch Stiftung GmbH

Redaktion
Irene Ferchl, Frank W. Albers,
Maria Trini

Gestaltung
r²| röger & röttenbacher,
Büro für Gestaltung, Leonberg

Abbildungen/Fotos
Chris Korner (auf Seite 19, 20)
Yves Noir (1, 4, 6, 7, 8, 9, 11, 12, 13, 15,
16, 17)
privat (27)
Klauspeter Sachau (21, 22, 23, 24, 25)
Tschechische Botschaft in Wien (28)

Dank an
Café Jelinek, Café Weidinger,
Tiergarten Schönbrunn
(Frau Feldmann),
Unibibliothek Wien (Frau Stückler),
Universität Wien (Herrn Ortner)

© 2012 bei den Autoren, Fotografen
und dem Herausgeber
Alle Rechte vorbehalten
www.bosch-stiftung.de

Klaus Hübner, Jahrgang 1953, arbeitete nach seinem Germanistikstudium und der Promotion als Dozent an in- und ausländischen Universitäten und für Verlage. Er lebt in München als Autor, Publizist und Literaturkritiker, ist Redakteur der Zeitschrift *Fachdienst Germanistik* und Sekretär des Adelbert-von-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung.

Helmut Neundlinger, Jahrgang 1973, lebt seit 1992 in Wien. Nach seinem Studium der Philosophie und Germanistik arbeitet er als freier Wissenschaftler, Autor und Publizist. Zuletzt erschienen: *Tagebuch des inneren Schreckens*. Essays über Hermes Phettbergs Predigtdienste (Klever Verlag 2009) und *tagdunkel*. Gedichte (Mitter Verlag 2011).

Yves Noir wurde 1967 in Frankreich geboren. Er studierte Mediendesign mit Schwerpunkt Fotografie und arbeitet als freier Fotograf und Dozent für Fotografie im In- und Ausland.

Lerke von Saalfeld, Jahrgang 1944, ist promovierte Literaturwissenschaftlerin, sie lebt und arbeitet als Journalistin und Literaturkritikerin in Stuttgart und Berlin. Für Rundfunk und Fernsehen führt sie regelmäßig Interviews mit Persönlichkeiten aus Kultur, Wissenschaft und Politik. Seit langem liegt ein Schwerpunkt ihrer Arbeit in der Beschäftigung mit Schriftstellern nicht-deutscher Muttersprache. 1998 hat sie den Band *Ich habe eine fremde Sprache gewählt – ausländische Schriftsteller schreiben deutsch* herausgegeben.

Klauspeter Sachau, Jahrgang 1940, ist Grafiker und Literaturvermittler. Für den Verein für Literatur Dortmund leitet er das jährliche LesArt.Festival in Dortmund. In Zusammenarbeit mit dem Kulturbüro der Stadt Dortmund koordinierte er größere literarische Veranstaltungen,

unter anderem auch 2007 die »Chamisso-Tage an der Ruhr« der Robert Bosch Stiftung und das Projekt »Viele Kulturen – eine Sprache« innerhalb der Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010. Im vorsatz verlag verlegt er in unregelmäßiger Folge ihm regional wichtig erscheinende Lyrik und Erzählungen.

Michael Stavarič, geboren 1972 in Brno/Brünn in der Tschechoslowakei, lebt seit 1979 in Wien, wo er Bohemistik und Publizistik studierte. Er war lange Jahre Sekretär von Jiří Gruša, dessen Essays er neben Büchern von Patrik Ouředník und Petra Hulová übersetzte. Für seine Romane *stillborn* und *Terminifera* erhielt er den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis 2008. Der Chamisso-Preis wurde ihm 2012 zugesprochen (siehe Seite 4).

Bisera Suljić-Boškailo, geboren 1965 in Tutin (Serbien), studierte Serbokroatische Sprache und Literatur in Sarajevo und Mostar, Deutsche Sprache und Literatur in Eichstätt. Sie lehrte Germanistik in Serbien und Bosnien, übersetzte unter anderem Michael Krüger und Paul Maar ins Bosnische. Zur Zeit lebt sie als Schriftstellerin und Journalistin in Ingolstadt. Sie veröffentlichte mehrfach ausgezeichnete Romane und Gedichtbände; *Bilija* wurde 2009 als bester unpublizierter Roman in Serbien prämiert.

Beate Tröger, 1973 in Selb/Oberfranken geboren, studierte Germanistik, Anglistik und Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft in Erlangen und Berlin. Sie lebt heute in Frankfurt am Main und arbeitet als Literaturkritikerin vor allem für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und den *freitag*.

Denke Fühlen. Wissen.



Montag bis Freitag • 9:33/10:33/11:33/14:33/15:33/16:33

• Samstags • 11:33 und Sonntag • 9:33/11:33
Buchkritik im Radiofeuilleton

• Montag bis Donnerstag • 19:07 bis 19:30
Fazit am Abend
u. a. Autoren im Gespräch

• täglich • 23:05 bis 24:00
Fazit Kultur vom Tage
u. a. Autoren im Gespräch

• Di 19:30 bis 20:00
Literatur
Feature/Porträts/Autoren im Gespräch

• Sa 17:30 bis 18:00
Lesung
Bekannte Autoren und prominente Stimmen

• Sa 22:30 bis 23:00
Erotikon
Lesung zur Nacht

• So 12:30 bis 13:00
Lesart
Das politische Buchmagazin

• So 0:05 bis 1:00
Werkstatt/Literatur
Experimente, Features, Essays, Debatten

Kultur ist überall.®

Deutschlandradio Kultur